Oecon.
1544
l

Sarcey v. Sutieres:
Der Ackerbau nach
den neuesten Erfahrunge[n]

Oecon. 1544 e

[Sarcey de Sutières]

Zur

Bibliotheck

der

Königl. Baierschen

Forstschule

Weihenstephan.

346.

Der Ackerbau

nach den

neuesten Erfahrungen,

zum Gebrauche

der Liebhaber des Feldbaues,

der Pächter, und der

Ackerleute.

von Sarcey de Sutières

Bayer. Staatsministerium
f. Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten
Ministerialforstabteilung
Bücherei

KGL. BAY. MINISTERIAL-FORSTBUREAU
463
Km
10

Augspurg und Memmingen,

auf Kosten Conrad Heinrich Stage,

1766.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Brief
des Herrn Sarcey von Sutieres,
eines der ältesten Hofjunker des Königes von Frankreich,
an Herrn Thiery,
Doctor der medicinischen Facultät zu Paris, und königlichen Leibarzt,

Von verschiednen Gegenständen des Ackerbaues, und insonderheit von der gewöhnlichsten und häufigsten Ursache der Krankheiten der zahmen Thiere.

Mein Herr!

Sie haben verlanget, daß ich die Beobachtungen, welche die Erfahrung und mein Geschmack, den ich an dem Feldbau finde, mir in Ansehung dieser nothwendigen Kunst verschaffet haben, dem Publico mittheile. Sie führen mir eine schöne Stelle aus dem **Celso** an *). Sie

 glauben,

*) Vt alimenta sanis corporibus Agricultura, sic sanitatem aegris Medicina promittit. *A. Corn. Celsus in praef. libr. 1. de Medicina.*

glauben, daß der Feldbau und die Arzneykunst sich eine wechselsweise Hülfe zur Erhaltung und Vermehrung unsers Geschlechtes leisten müssen. Ich habe mich durch Ihr eifriges Anhalten bewegen lassen; und will anitzo den Ausschlag der Eräugnisse bekannt machen, welche mir die Erfahrungen von mehr als zwanzig Jahren an die Hand gegeben haben. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier einen allgemeinen Begriff von meinem Werke gebe. Dieses wird genung seyn, Ihnen zu beweisen, daß ich keine von den wichtigen Fragen vernachlässiget habe, welche Sie mir in Ansehung der Krankheiten des Viehes und des Getreides, und von allen den Mitteln, welche den beglückten Fortgang des Feldbaues zuwege bringen, gemachet haben.

Ich fange bey den epidemischen Krankheiten der Thiere an. Ich gebe zu erkennen, daß sie insgemein bloß deswegen davon angefochten werden, weil man sie oft auf Waiden treibt, auf welche die Einflüsse der Luft, die Nebel und Ausdünstungen der Erde, eine Art von sichtbarem Gifte geworfen haben, welches in Beziehung auf die Jahreszeiten, die Himmelsgegenden, und die Umstände der Oerter und der Witterungen, mehr oder weniger Schädlichkeit bey sich führet.

Die künstlichen Wiesen, als die Lüzerne, der Sainfoin, der Klee, sind dem Eindrucke dieses Giftes mehr als die andern unterworfen; weil ihre breitern, dickern und härtern Blätter, als die Blätter der natürlichen Wiesen sind, es länger behalten. Folglich ist es allezeit mit Gefahr verbunden, wenn man die Thiere in diesen Gattungen von Wiesen waiden

läßt,

läßt, insonderheit vom Ende des Septembers bis gegen das Ende des Märzen; welches Jahreszeiten sind, worinnen die Nebel, die Einflüsse der Luft, und die Ausdünstungen der Erde häufiger und gefährlicher sind, als zu den andern Zeiten. Ich erweise den schlechten Nutzen eben dieser künstlichen Wiesen, und wie schädlich sie in verschiednen Provinzen dieses Königreiches, und noch mehr im Norden, seyen.

Sie werden in diesem meinem Werke die Mittel finden, mein Herr! welche ich angewandt habe, um meine Thiere zu allen Zeiten vor allen diesen Krankheiten zu verwahren. Ich erreichte dieses entweder durch die Futterkräuter, welche ich ihnen geben ließ, und welche mir meine reiche Ernten verschaffet haben, oder durch die Aufmerksamkeit, welche ich jederzeit angewandt habe, mein Vieh niemals mit den kranken Thieren meiner Nachbarn zusammenkommen zu lassen. Sie glauben, wie ich, mein Herr, daß das angesteckte Fleisch dieser Thiere, und die schlimmen Fruchtkerner die Ursache einer großen Anzahl von Krankheiten sind, welche in unsern Feldern unglückseliger Weise sich so oft verbreiten: Sie werden auch davon in meinem Werke überzeugende Proben antreffen.

Ich habe auch einige Entdeckungen in Ansehung der Düngungen gemachet, welche man anstatt des Viehkothes und des gewöhnlichen Mistes gebrauchen kann; ich zeige die Art und Weise an, sie bey jeder Beschaffenheit der Erdreiche anzuwenden. Ich entdecke, auf welche Art ich eben diese Boden habe pflügen, besäen, und anordnen lassen; welches mir allezeit reichere Ernten verschaffet hat, als allen Einwohnern eben desselben Landes, obwohl meine Aecker

schlechter, als die ihrigen sind. Ich rede von den Mitteln, deren ich mich bedienet habe, das Getreide vor dem Brande zu verwahren, und zu verhüten, daß das Unkraut und andere schlimmen Samen nicht zugleich mit aufschießen.

Ich beweise, daß man unsre Ackerfelder, sie mögen so schlimm seyn, als sie immer wollen, ja selbst die Ländereyen des ganzen Königreiches von verschiedner Beschaffenheit, wenn man die gehörigen Dungverbesserungen dabey anwendet, alle bauen und ihre Früchte ernten könne, wie dieses in dem eigentlichen Frankreiche, in dem Lande Brie, und verschiednen andern Provinzen geschieht: eine Bauart, welche mir allezeit eine doppelte Ernte eingetragen hat.

Ich glaube eine sichere Methode an die Hand gegeben zu haben, um eine Ernte gegen die Strenge der verschiednen Zeitwechslungen in Sicherheit zu setzen.

Man wird sehen, was ich gethan habe, um Fruchtkerner 4. bis 5. Jahre, fast ohne allen Kosten, aufzubewahren, und ohne die Beschaffenheit des Getreides, noch seine Güte, zu verschlimmern; so daß ein solches Korn, nach dem Verlaufe einer solchen Zeit, wie die Kerner einer neuen Ernte, zur Aussaat gebrauchet werden kann. Ich zeige die Art und Weise an, deren ich mich bedienet habe, um sowohl die niedern als die hohen Wiesen gesund zu machen, und zu verbessern, ohne nöthig zu haben, weder Viehmist, noch andere Dünger darauf zu werfen, als diejenigen sind, welche die Natur selber diesen Gattungen von Wiesen ertheilet.

Ich kündige alles dasjenige an, welches ich bey dem verschiednen Aufreissen der Lähden und Neubrüche habe vornehmen lassen, ohne deren Säfte und Salze zu verbrennen, auszutrocknen noch zu verschlimmern. Man wird sich über den vervielfältigten Ertrag dieser Ländereyen wundern, welchen ich verschiedene Jahre davon erhalten habe, ohne einige Düngungen vonnöthen zu haben. Es sind Beackerungen dieser unangebauten Bodens, welche ich fast ohne Kunst und ohne Kosten habe vornehmen lassen. Sie werden auch hieraus ersehen, welches die Arten von Dünger sind, welche ich in meinem Küchengarten angewandt habe, die mir viele Hülsenfrüchte von allen Gattungen verschaffeten, so besser waren, als die überflüßigsten und besten Düngungen verschaffen könnten.

Endlich offenbahre ich alle Mittel, deren ich mich bedienet habe, um die Quellen und Lachen, welche sich zuweilen in den Aeckern befinden, zu zerstören, wie auch alles Ungeziefer und Gewürme zu vertilgen, welches einen großen Theil der Ernten auffrißt, und dasjenige zu tödten, wovon die Scheunen mehrentheils angestecket werden, dergleichen die Ratten, Mäuse, Amster und Kornwürmer sind.

Ich habe die Ehre, zu seyn u. s. w.

Innhalt.

Erstes Kapitel.

Von den Krankheiten der zahmen Thiere. Ursachen der allgemeinen grassirenden Krankheiten und ansteckenden Seuchen Blatt 4

Zweytes Kapitel.

Von den Düngungen 33

Drittes Kapitel.

Von dem Pflügen und Säen 58

Viertes Kapitel.

Art und Weise, das Korn, ohne Schaden und Kosten, viele Jahre hindurch, gesund und gut zu erhalten 85

Fünftes Kapitel.

Mittel, die niedern und hohen Wiesen zu verbessern 89

Sechstes Kapitel.

Wie man, fast ohne allen Kosten, neue Länder aufreissen oder urbar machen könne 95

Siebentes Kapitel.

Von den Quellen und Wasserpfitzen 106

Achtes Kapitel.

Von den Küchengärten 111

Neuntes Kapitel.

Von den Vorsichten, welche man gebrauchen muß, um das Getreide in den Scheuren in Sicherheit zu setzen 118

Zehntes Kapitel.

Von den Arbeitern auf dem Felde. 125

Der

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Ackerbau,
nach den neuesten Erfahrungen.

Man hat von dem Ackerbau sehr viel geschrieben, und schreibt noch täglich vieles davon; und so lange die Mode dauren wird, wird man ohne Zweifel davon zu schreiben nicht aufhören. Aber für wen vermehren sich beständig alle diese gelehrten Theorien, und diese Lehrgebäude des Landbaues? Etwa für den Ackermann? Er hat seinen gewöhnlichen Schlen-

drian, welchen er, ohne sich jemals von demselben zu entfernen, befolget. Er liest keine Bücher: und wenn er ohngefähr die Augen auf einige wirft, so versteht er sie oft gar nicht, oder doch sehr wenig. Geschieht dieses für den Liebhaber der Feldverrichtungen, oder für denjenigen, welcher seine Aecker selbst bearbeiten will? Man mag alsdenn eine Einsicht davon haben, welche man will; wenn man nicht ein wenig selbst ein Ackermann ist, das ist, wenn man nicht auf den Feldern selber rechte Begriffe vom Ackerbau erlanget hat, so läuft man Gefahr, dasjenige, was man gelesen haben wird, übel anzuwenden, oder alles zu verderben, wenn man die Sache gar zu künstlich und fein anfangen will.

Was mich anbelanget, werde ich den betrachtenden Köpfen die Bemühung überlassen, aus dem Innersten ihres Kabinetes neue Gesetze dem Ackermanne, und zuweilen selbst der Natur vorzuschreiben; ich will in dieses Werk nichts bringen, als die Beobachtungen, welche die Ausübung und die Erfahrung von mehr als zwanzig Jahren mir verschaffet haben. Ich werde

de darinn bloß Ereignisse, wovon ich seit 1742. Zeuge bin, anführen, nachdem mein Geschmack an dem Ackerbau mich bewogen hat, diese erste und natürliche Beschäfftigung des Menschen zu ergreiffen, das ist, seitdem ich ein Ackermann geworden bin. Ich habe gebauet, und bin dem Feldgeschäfte eines der Pachtgüter des Landgutes Ville-Parisis, welches halbwegs auf der Straße bey Paris nach Meaux angetroffen wird, vorgestanden. Ich habe mich sodenn mit dem Landgute Belle-Fontaine, welches Montereau Faut-Yonne gegen über, zwo französische Meilen von Moret im Gatinesischen liegt, abgegeben, und ich verwalte es seit 1759. Ich habe also angefangen, mich selbst zu belehren, und zwar durch meine eigene Arbeit, ehe ich andere unterrichten wollte. Dieses sind die Gerechtsame, welche ich habe, allein über die Ausübung einer Kunst zu schreiben, von welcher jedermann heut zu Tage Bücher machen will. Mein Werk ist also eben sowohl die Geschichte meiner Arbeiten, als der Ausschlag der glücklichen Erfolge, welche ich gehabt habe.

Erstes Kapitel.

Von den Krankheiten der zahmen Thiere. Ursachen der allgemein grassirenden Krankheiten, und ansteckenden Seuchen.

Da die Thiere die Grundlage und die vornehmsten Werkzeuge des Ackerbaues sind, so habe ich geglaubet, daß ich gleich Anfangs die Aufmerksamkeit meiner Leser auf diesen wichtigen Gegenstand wenden, und sie mit ihrer Erhaltung beschäftigen müßte.

Man darf nicht von ferne her die Ursache der ansteckenden Krankheiten suchen, welche seit vielen Jahren so viele Verwüstungen unter dem Viehe angestellet haben. Sie kommen gewiß nirgend anders, als von den schlimmen Waiden, und den künstlichen Wiesen u. s. w. her, auf welche man sie treibt, ohne vorher zu untersuchen, ob es keinen Meelthau oder Rost auf der Luzerne, dem Sainfoin, dem Klee, und auf den andern Kräutern gebe.

Diese Gattung von Brande wird allezeit entweder durch schlimme Ausdünstungen der Erde,

Erde, oder durch diejenigen ungesunden Winde, welche die französische Bauren Rothwinde nennen, oder durch die Nebel, und die angesteckte Luft, welche über gewissen Gegenden hängt und wehet, verursachet. Es ereignet sich nur gar zu häufig, daß die Kühe, welche von diesen Waiden heim kommen, sich von diesem Kräuterbrande gleichsam vergiftet befinden. Einige schwellen bald auf, und bersten, andere haben bloß kranke Mäuler und Zungen. Endlich gibt es welche, denen der ganze Kopf nach Verflusse von vier oder fünf Stunden sehr schmerzet; und das Uebel wird zuweilen unheilbar.

Die Hammel auf der andern Seite kriegen die Pocken. Einige schwellen auf, und crepiren alsbald. Einige werden an dem Kopfe angegriffen: und die Krankheit, welche die Schäfer dippelhirnig (coup de sang) nennen, betäubet sie so sehr, daß sie einige Tage hernach davon sterben. Diejenigen, welche die Seuche am besten ertragen, sind just die gefährlichsten, weil sie dieselbe den andern mittheilen. Daher kömmt diese Ansteckung, welche sich in einem ganzen Lande verbreitet, welche von einer Nachbarschafft zur andern fließt, oft ganze Provinzen, und selbst das ganze Königreich ergreift.

Es ist noch eine andere Krankheit, welche den Hammeln nur mehr als zu gemein ist, nämlich die Fäulung. Obschon diese Krankheit nicht oft mitgetheilet wird, so geht doch eine Heerde, welche davon befallen wird, davon fast ganz zu Grunde. Man hat den Schmerz, diese traurige Würkung fünf oder 6. Monate hernach zu sehen, nachdem man sie auf Waiden geführet hat, deren Kräuter bloß durch den Ueberfluß der Regen stark herangewachsen sind, das ist, welche Pflanzen hegen, die in den Herbst- und Weinmonaten sich treiben. Die Gelegenheit hierzu giebt dieses. Die Gatinesischen Pächter, und diejenigen, welche in vielen andern Provinzen sich befinden, lassen fast alle ihren Haber, und die andern Märzfrüchte abmähen. Ungeachtet der Aufmerksamkeit desjenigen, welchen man zu dieser Arbeit gebrauchet, läßt er wenigstens die Aussaat davon durch den Hieb und Stoß fallen, welchen seine Sense dem Halme giebt. Innerhalb zwölf oder fünfzehn Tagen, so lange die Kerner Büschelweise auf der Erde liegen, treibt sich das Feld-Kraut und der Kern, welcher herausgefallen ist; das eine und das andere verwickeln sich in den Fruchtgarben, so daß man sie nicht anders davon los-

reissen kann, als wenn man die Harke stark gebrauchet. Man machet hierdurch, daß wenigstens noch einmal das Saatkorn ausfällt. Sehet also, auf diese Art fast sechs Bichets*) Hafer auf jedem Morgen Landes auf den Boden zerstreuet. Die Regen fallen alsdenn. Da nun die Erde nicht gepflüget ist, und fast keinen Nahrungssaft mehr hat, so ziehen die Pflanzen, welche sie hervorbringt, bloß von dem Wasser ihren Unterhalt. Um das dürre Futter zu schonen, läßt man die Heerden sehr frühzeitig auf diese Felder gehen. Diese Thiere, welche diese Pflanzen zart und niedlich befinden, essen davon sogar mit Uebermaaße. Da aber dieses fast nichts als Wasser ist, so fäulen sie allmählich. So bald der Frühling anfängt, bekömmt die Erde Nahrungssäfte. Sie bringt neue Kräuter hervor, welche alle Kraft in sich fassen, deren sie fähig sind. Kaum hat das Vieh einige Tage davon gefressen, als es, da es seine starken Säfte und Salze nicht ertragen kann, nach und nach abnimmt, und die Heerde zernichtet wird.

*) „Der Bichet ist eine Maaß, welche ungefehr „40. fr. Pfunde wiegt. Es sind 6. Bichets „nöthig, um den Pariser Septier auszuma„chen.„

Ich habe diesen traurigen Zufall öfters, insonderheit aber im Jahr 1762. gesehen. Ein Pächter aus meiner Gegend hat seine ganze Heerde verlohren, weil er sie auf Waiden, wovon man allererst den Hafer geerntet, hatte treiben lassen. Wenn er die Aufmerksamkeit gehabt hätte, seinen Hammeln trockenes Futter geben zu lassen, ehe er sie in diese Fluren schickte, hätte er bloß die ältesten, die schwächsten, und die ungesundesten verlohren. Aber er hätte sie alle erhalten, wenn er gar keine davon auf diese Waide hätte gehen lassen.

Daß es die schlimmen Ausdünstungen der Erde, die Nebel, die dünnen kalten Regen, die feuchten Witterungen, und die andern Einflüsse der Luft seyen, welche die Waiden verschlimmern, davon bin ich öfters vollkommen, vornämlich gegen das Ende des Hornungs des letztern Jahres, überzeuget worden.

Als ich auf den Aeckern beschäfftiget war, einige Landleute in zween verschiedenen Tagen arbeiten zu lassen, beobachtete ich des Morgens einen Dunst, in Gestalt eines Nebels, welcher über 25. oder 30. Jaucharte unserer Wiesen,

und

und der Felder von Flagy, bey 3. oder 4. Schuhe breit Landes, wegwallete. Dieser Dunst verschwand und setzte sich bald. Ich gieng auf die Stellen, wo ich ihn beobachtet hatte: ich riß daselbst verschiedne Blätter Gras aus der Erde, auf welchen ich den weissen Rost, oder den Meelthau, wovon ich eben geredet hatte, fand. Ich schritt weiter auf ein Ackerfeld, worauf ich den giftigen Nebel nicht wahrgenommen hatte. Ich fand darauf nicht den geringsten Brand. Nun ist aber die Probe, daß dieser Rost, indem er die Waiden anstecket, die Krankheiten der Thiere verursache, diese, weil die Pächter und Ackerleute der benachbarten Dörfer würklich einen Theil ihrer Heerden krank haben, und ihnen jährlich viele Thiere davon sterben, da unterdessen die meinigen in dem besten Zustand sich befinden.

Die niedern Wiesen, welche vernachläßiget werden, und von welchen man weder das Wasser abzapft noch Graben macht, um den stehenden Regen, welcher faul wird, wegfließen zu machen, sind diesen Arten von Ausdünstungen augenscheinlich mehr, als die andern Erdlagen, unterworfen. Sonsten erlaubet auch der schlimme Stand nicht, worinn sie sich in Anse-

hung des Mooses befinden, welches die beste Kraft des Bodens erschöpfet, oder das Aufschiessen der Kräuter auf demselben verhindert, etwas anders, als schädliche Kräuter hervorzubringen, deren in seinem Urgrunde verdorbner Saft in die Länge die Thiere anstecket, welche sich davon ernähren.

So lange also die Ackermänner und die Pächter des Gatinesischen und der andern Provinzen den wesentlichen Theil der Waiden vernachläßigen werden; so werden sie immer ein Viehsterben oder ansteckende Seuchen haben, deren Schädlichkeit auch ihre Nachbarn empfinden. Ich habe auch seit 1742. erfahren, daß, wenn man sich enthält, vornämlich vom Ende des Herbstmonates bis auf den April, die Kühe und Hammels, zur Zeit des Nebels und des Rostes auf die Waiden zu senden, man sie vor allen pestilentialischen Krankheiten bewahre. Man kan sie diese sechs Monate mit trockenem Futter ernähren, z. Ex. die Heerden mit Weizenstroh, oder mit grobem Mangkorne; die Kühe mit Haberfutter, mit kleinem Mangkorn- und Roggenstroh, Schwinge- oder Wannen- und Gerstenstroh. Wenn man auf diese Weise für sie

sorget, und selbst des Morgens am Ende des Herbstes, und während des Winters den Thieren ein wenig von diesen verschiednen Fütterungen gibt, ehe man sie auf die Felder treibt, so wird man an denjenigen Tagen, wenn man es thun kan, ohne einige Gefahr zu laufen, sie nicht allein vor vielen Krankheiten bewahren; sondern sie werden auch fetter, und das Fleisch davon besser seyn. Denn die Waiden in diesen zwo Jahreszeiten sind allezeit von einer ungesunden Feuchtigkeit, welche sie fäulend machet, durchdrungen, welche Nässe, wenn sie den Thieren nicht jederzeit tödtlich, ihnen wenigstens sehr schädlich ist.

Das Kraut auf den Aeckern, und die hohen Wiesen sind weniger gefährlich. Es ist nur Ein Sonnenstral nöthig, um sie trocken zu machen, weil die Blätter der Kräuter nicht so breit noch so dick sind, als der Luzerne und des Sainfoin ihre, und mithin die Feuchtigkeit und den Rost weniger behalten. Es giebt überdem Länder, wovon einige mehr als die andern allen diesen Gattungen von Einflüssen der Luft unterworfen sind. Italien selber ist davon nicht ausgenommen, und einige nahe an dem Meere

liegenden Gegenden werden vornämlich davon angegriffen. Man hat mich auch versichert, daß die dortigen Einwohner viel Vieh in den Herbst- und Wintermonaten verlieren; welches sich niemals zutragen würde, wenn man die Thiere niemals, als bey schönem Sonnenscheine, einem kleinen Froste, oder nach einem starken Regen auf die Fluren schickete, welche fähig sind, den sich auf die Kräuter gesetzten Meelthau zu trocknen, wegzunehmen oder zu waschen. Man müßte ihnen auch vorhero trockenes Futter aus den Scheuren gegeben haben.

Wenn solche Krankheiten umgehen, welche öfters durch fremde Thiere eingeführet werden, die man auf die Märkte zum Verkaufen bringt; muß man sorgfältig vermeiden, daß die andern einige Gemeinschaft mit ihnen haben, bis man von ihrer Gesundheit völlig versichert ist. Sehet, dieß ist das Mittel, sie sicher vor allen ansteckenden Krankheiten zu verwahren. Dieß ist eine Erfahrung, welche ich seit 1742. bis 1751. gemachet habe, zu einer Zeit, wo ich selber einen Theil des Landgutes von Ville-Parisis angebauet habe. In einem dieser Jahre kam eine so ansteckende Krankheit über die Kühe,

und von einer so schnellen Würkung, daß, wenn ein Pächter eine einige kranke unter diesen Kühen hatte, hätte er ihrer hundert gehabt, er alle verlohr, ohne daß eine einige hätte davon kommen können. Ich sah, daß ein gleicher Zufall unserer Pächterinn zu Gressy nahe bey Claie begegnete. Diese Pächterinn hatte dreyßig Kühe. Sie entschloß sich zu dieser Zeit, sechs junge Kühe oder Kalbeln zu kaufen. Wir riethen ihr, der Herrn Prior von Gressy und ich, diese 6. junge Kühe von den andern Kühen abgesondert zu halten. Sie antwortete uns, daß sie dieselbe von einem Manne gekauffet, welcher gute Atteſtate hätte, die da sagten, daß die ansteckende Krankheit nicht in seinem Lande wäre. Wir mogten ihr vorstellen, so lange wir wollten, daß diese Kühe die Seuche allein durch die Gemeinschaft mit denjenigen könnten bekommen haben, welche sie auf dem Wege nach dem Markte angetroffen, oder weil sie an Oertern gewaidet hätten, wo andere von der ansteckenden Krankheit angefallene Kühe oder Kalbeln auf der Waide gewesen wären. Sie blieb hartnäckig dabey, sie in einerley Stall mit ihren andern Kühen zu stellen. Was wir wegen dieses Viehes besorgeten, verzog nicht lange sich zu

zeigen.

zeigen. Diese Pächterinn, wie viele andere, verlohr sowohl die Kalbeln als ihre Kühe. Aber was zu erkennen gibt, daß bloß all ihr Vieh durch die Gemeinschaft mit diesen 6. Kalbeln, welche sie wider unsern Rath zu ihren Kühen stellen wollte, crepirte, ist dieses, weil der Herr Prior von Gressy, welcher seine Pfründe selber bauete, und welcher 8. oder 10. Kühe bloß in der Ferne von mehr als 20. Klaftern von der Pächterinn ihren stehen hatte, nicht eine einige davon verlohr. Er trug Sorge, sie nirgends hin als in seinen Haus- und Scheurenhof, in seinen Garten, und in seines Nachbars seinen, worinnen ein bischen Waide war, laufen zu lassen. Man ließ sie sogar daselbst auch nur eine kurze Zeit, und bloß um frische Luft zu schöpfen, und um zu trinken. Sie wurden sodenn in ihre Ställe eingeschlossen, wo sie ihre Raufen und Baaren mit dem Futter angefüllet fanden, welches ich weiter oben angezeiget habe. Vermittelst dieser Vorsicht behielt der Herr Prior alle seine Kühe.

So lange dasjenige, was ich eben sagte, sich zu Gressy zutrug, war Ville-Parisis, wo ich meine Wohnung hatte, von der Krankheit

der Kühe nicht befreyet, und viele Einwohner und Pächter verlohren einige davon. Ich hatte ihrer fünfzehen sowohl in dem Schlosse, wo ich mich aufhielt, als auf dem Pachtgute, welches ich selbst verwaltete. Ich beobachtete pünktlich alles dasjenige, was ich eben jetzo anführte. Ich ließ ihnen mehr als zween Monate lang verschiedenes Stroh aus der Scheune geben; und unterdessen führte man sie nirgends anderswohin, als in den Park, sowohl um sie trinken, und frische Luft schöpfen zu lassen, als sie in den 10. Jaucharten Wiesen, woraus er bestehet, zu waiden. Wegen dieser Anstalt verlohr ich keine Kuh; sie waren im Gegentheil in dem besten Zustande.

Ich habe zu Belle-Fontaine 25. Kühe, 8. Pferde, und viel Hüner, welche alle keine von den epidemischen Krankheiten gehabt haben, von denen fast das ganze Land mehr oder weniger gelitten hat. Ich will dasjenige nicht wiederholen, was ich gesagt habe, was man für einer Weise sich bedienen müße, für die Thiere Sorge zu tragen, um sie allezeit gesund zu erhalten; aber ich kann hier meine Erfahrung zur Probe anführen und vorstellen. Die vornehmste Aufmerksamkeit, welche ich empfehle, nach der

Bemü-

Bemühung, ihnen die Nahrung zu geben, wie ich glücklich nach den Umständen ihnen dieselbe zu geben pflege, ist, wenn man verhindert, daß sie wenigstens eine gewisse Zeit lang keine Gemeinschaft mit andern Thieren von ihrer Gattung haben. Man wird durch diese Vorsicht nicht allein die Gefahr vermeiden, welche man wegen der Ansteckung des Viehes befürchtet, sondern auch noch viele Krankheiten, welche unter den Menschen in gewissen Gegenden im Schwange gehen, und zuweilen die kleinen Städte anfallen.

Was kömmt denn in der That von den Krankheiten, welche die Thiere bekommen? Viele Pächter und Einwohner des Landes sehen sich oft in großer Sorge, ihr Vieh den andern Tag zu verlieren, und suchen es also um einen geringen Preis zu verkaufen, um wenigstens etwas dafür zu bekommen. Die Begierde des Gewinnstes verleitet die Dorffleischer, diese angesteckten Thiere zu kaufen: sie schlachten sie, verkaufen überhaupt die schlimmsten Stücke den Einwohnern des Ortes, und tragen den Rest auf die Märkte der kleinen benachbarten Städte. Ich überlasse einem jeden zu urtheilen, was für

eine

eine Unordnung eine solche Nahrung in dem menschlichen Leibe verursachen kann. Man kann sich gar leicht von der Wahrheit meiner Beobachtung überzeugen, wenn man dasjenige untersuchet, welches sich während des Laufes dieser Krankheiten in den Dörfern und Marktflecken zuträgt. Man wird sehen, daß man daselbst zuweilen das Pfund Fleisch noch unter zween Sous kaufe. Es ist nicht die Ursache, als wenn es nicht auch sehr gutes gäbe; aber da dieses letztere 5. Sous kostet, so laufen die armen Leute nach demjenigen, welches nicht so theuer ist, und vergiften sich damit aus ökonomischer Sparsamkeit. Daher entstehen viele von diesen Krankheiten, welche man epidemisch nennet, weil sie allgemein sind, und alle Einwohner einer Gegend anfallen, die von dem Fleische, oder einer angesteckten Kuh gegessen haben, welche der Metzger zuweilen selbst an dem Orte selber gekaufet haben wird.

Die Sache verhält sich eben so mit dem Brodte, welches die armen Bauren essen. Die Becker, von gleichem Geiste des Eigennutzes getrieben, kaufen gewöhnlicher Weise das schlimmste Getraide, anstatt das gute Korn um

den Preis, den es hat, zu erhandlen. *) Sie gebrauchen sogar das gährende und ausgewachsne Korn. Da sie diese Arten von Getreide sehr wohlfeil bekommen, so beunruhigen sie sich sehr wenig über die schlimme Würkung, welche sie haben können. Sie machen Brod davon, welches sie um 3. Pfennige das Pfund wohlfeiler geben, als das gute Marktbrod erlassen wird. Der Arme kauft dieses Brod vor dem guten, und bekömmt durch diese schlimme Nahrung tödtliche Krankheiten, welche man epidemisch nennen kann, weil sie allen denjenigen gemein sind, welche auf eben diese Art gelebet haben. Man darf sich darüber gar nicht verwundern, weil es gewiß ist, daß sie keine andere Quelle haben, als die verdorbne Beschaffenheit des Kornes, dessen man sich durch eine unglückselige Sparsamkeit hat bedienen wollen.

Verschiedene Pächter sind nicht aufmerksam genung, ihre Leute, insonderheit die Ernte hin-

*) „Man nennt Bled chaufouré Korn, welches „sich erhitzet hat, entweder weil seine Garben gar zu feucht gesammlet und zusammen„gehäufet worden, oder weil eben diese Garben schlimme Kräuter in sich faßten, welche „nicht trocken genung waren, als man sie in „die Scheunen legte.„

hindurch, vor diesem Zufalle zu bewahren. Gemeiniglich behalten sie verdorbenes Korn auf, dessen sie sich zur Zeit ihrer Ernte bedienen. Wenn sie einige Thiere haben, welche fäulen, so müssen ihre Leute dieselbe essen. Was für einen Vortheil ziehen sie von dieser Unvorsichtigkeit? Nichts anders, als daß alle ihre Dienstboten krank werden. Ihre Ernte leidet davon sehr, und geht zum Theile zu Grunde; weil man keine andere Arbeitsleute alsdenn mehr finden kann, indem alle Landleute beschäftiget sind, bey andern Personen in der Ernte zu arbeiten. Ich begnügete mich einst einem Pächter zu antworten, welcher mir zu Ville-Parisis sagte, daß ich glücklich wäre, keinen kranken Hausgenossen zu haben, daß er dieses so sehr, als ich seyn würde, wenn er es aufrichtig wünschete; er dürfte nur nicht für 5. Livres kranke oder faule Kühe kaufen, sondern gutes Brod und gutes Fleisch seinen Dienstboten geben, so würden sie alsdenn bey guter Gesundheit die Ermüdungen der Ernte ertragen.

Das Mittel gegen ein solches Unglück würde seyn, wenn man verhinderte, das böse Fleisch und das schlimme Getreide zu verkaufen.

Aber was soll man, wird man mir sagen, mit diesem letztern anfangen? Was damit anfangen? Man kann davon Schweine oder Geflügel mästen, wann man es zuvor im Wasser hat absieden lassen, um ihm hierdurch einen Theil seiner schlimmen Beschaffenheit zu nehmen. Man wird in diesem Werke sichere Mittel finden, welche verhüten, daß man kein so schädliches Korn bekömmt, und das gute sicher bewahret, und dieses zwar ohne Kosten, auch zehn Jahre lang, wenn man es für gut befindet.

Ich komme wieder zu den Thieren. Wenn man will, daß sich eine Heerde wohl befinde, daß die Wolle und das Fleisch davon auf gleiche Weise gut seyen, muß man auch grosse Sorge tragen, sie in einem Schafstalle nicht zu ersticken, und sie so wenig, als möglich ist, auf ihrem Miste liegen zu lassen. Denn aus diesem Mangel der Aufmerksamkeit geschieht es, daß das Fleisch und die Wolle der Hammel eine schlimme Eigenschaft bekommen. Woferne nun diese Thiere in den schlimmen Witterungen und in den regnerischen Jahrszeiten wohl bedecket sind, so sind sie nur desto besser, wenn sie so viel, als möglich ist, dabey freye Luft schöpfen. Wenn

ein

ein starker Thau gefallen, oder neblicht und regnerisches Wetter ist, so muß man sie nothwendig mit Bunden von Futterstroh von Weizen, oder grobem Mangkorne speisen. Es ist selbst gut, ihnen alle Tage ein wenig davon vom Novembermonate an zu geben, wenn sie den Park verlassen, ehe man sie auf die Felder schicket. Ausser dem daß sie sich davon weit besser befinden, dient ihnen das Stroh, von welchem sie gefressen haben, auch zur Streu; und man kan in den zwo Jahreszeiten des Herbstes und des Winters ihnen nicht zu viel davon geben.

Man hat mir in Ansehung der allgemeinen Ursache, welche ich den Krankheiten des Viehes zuschreibe, einen Einwurf gemachet. Wenn dieses, sagt man, die schlimmen Einflüsse der Luft, und die ungesunden Ausdünstungen der Boden wären, deren Gift sich auf das Kraut der sowohl natürlichen als künstlichen Wiesen legt, welche diese Krankheiten hervorbringen; müßten diese Dünste dem Menschen nicht eben so gefährlich und schädlich seyn? Dieses kann sich ohne Zweifel ereignen, aber die Sache ist sehr selten, weil 1) die irdischen Ausdünstungen sich gewöhnlicher Weise nur von den

morastigen Boden, wie auch auf den hohen und künstlichen Wiesen erheben, und auch noch weiter diese Erdreiche diejenigen sind, welche die schlimmsten Einflüsse der Luft anziehen, welche sich so gerne auf dieselbigen setzen. 2) Weil die Erde, worauf sich die Futterkräuter, wovon ich geredet habe, befinden, niemals weder bepflüget, noch beweget wird, und dasjenige, was sie von Dünsten, Salze, und verschiedenen Säften in sich enthält, nur schwerlich aus derselben hervordringen kann; so sind die Ausdünstungen stärker, und die durch die Salze und Erddünste herbey gezogene Einflüsse der Luft setzen sich auf einem solchen Boden leichter; anstatt daß eine Erde, welche bepflüget und durchs Ackern locker gemachet wird, leichter ausdünstet, insonderheit durch die Kraft der Sonne, welche leichter alle feuchte Dünste pompet. Ueberdas essen die Menschen nicht von diesen Kräutern, worauf dieses Gift liegt, ob man schon nicht vollkommen läugnen kann, daß die Krankheiten in demjenigen Lande, wo die Nässe länger dauret, häufiger anzutreffen seyen.

Was die Seuche, welche von den durch diese Arten der Dünste angesteckten Futterkräutern

tern herkömmt, anbelanget, so erstrecket sich dieselbe zuweilen bis auf die Pferde, welche sich unter einander alle, auch die allergeringsten Krankheiten, mittheilen.

Ich kaufte im Jahr 1764. im Hornung zwey Pferde zu Cheroy. Eines von ihnen hatte das Uebel, welches man in der Landessprache la Poujole nennet; eine Art von einem Schnuppen, welcher die Pferde eben so krank machet, als wir es gemeiniglich bey dieser Krankheit sind; denn sie husten, und werfen von Zeit zu Zeit den Roz aus den Naselöchern, wie eine Person, welche einen Katharrem hat. Einige Tage hernach hatten 6. andere Pferde von meinem Pachtgute eben diese Krankheit. Zu gutem Glücke ist sie nicht gefährlich, wenn man Sorge trägt, seine Pferde zu schonen, und ihnen nicht zu viel Arbeit aufzuladen. Da sie zu solcher Zeit nicht große Lust zum Fressen haben, so muß man ihnen, wenn sie ihren Hafer nicht recht beissen wollen, ein wenig Korn geben, und sie weisses Wasser sauffen lassen, welches man thut, wenn man in dasjenige, was sie trinken müssen, zwo Hände voll Roggenmeel wirft. Man darf ihnen, so lange sie sich in

diesem Zustande befinden, weder Heu noch Lüzerne, sondern bloß Futterstroh, und kleine Rationen von Weizen, oder grobes Mangkorn geben. Diese einfache Art, sie zu ernähren, ist mir immer geglücket; und ich werde mich wohl hüten, eine andere zu gebrauchen, vornämlich ihnen aus der Ader zu lassen, wie heutige Schriftsteller äusserst verwegen rathen.

Es giebt viel trockene Fütterungen, welche auch unter dem Viehe und den Pferden eines Pachtgutes unendlich viele ernsthafte Krankheiten erregen. Dergleichen sind z. E. das Weizen- und Mangkornstroh, wenn es von einer faulen und vom Reife angesteckten Ernte, von gefärbtem, rostendem oder dem brandigten Meelthau verletzten Korne herkömmt.

Man wird diese Unbequemlichkeiten verhüten können, wenn man den Aeckern zu gelegener Zeit die nöthige Pflügung, den anständigen Dünger, und den gekalkten Samen, wie ich weiter unten anzeigen werde, geben wird. Da durch diese Vorsichten der Halm des Korns stärker wird, so wird er dem giftigen Lufthauche, den Ausdünstungen der Erde, und den Nebeln besser widerstehen können.

Die

Die Ernte von 1764. wird demjenigen, was ich behaupte, zur Probe dienen. Im ganzen Gatinesischen Lande sind giftige Dünste, Erdausdünstungen und Nebel vom 3ten Junii bis auf den 7ten eben desselben Monates, erschienen. Sie haben gemeiniglich nur 3. Stunden, das ist, von 5. Uhr des Morgens bis 8. Uhr gedauret. Was für Verwüstungen haben sie nicht angerichtet? Sie haben einen grossen Theil der Ernte verderbet, fäulend gemachet, und zu Grunde gerichtet. Warum? die Aecker haben die Bepflügungen, welche sie foderten, nicht erhalten, oder sie sind bey ihnen nicht zu rechter Zeit angebracht worden. Man hat ihnen entweder den für ihre Natur sich schickenden Dünger verweigert, oder ihr Saatkorn nicht gehörig gekalket, so daß es Pflanzen aus sich hätte treiben können, welche im Stande gewesen wären, den Dünsten und Aushauchungen der Erde, und den ungesunden Einflüssen der Luft zu widerstehen.

Die Erfahrung hat schon dasjenige bezeuget, was ich eben itzo sagte. Ich hatte 65. Kornjucharte. Ich hatte die Vorsichten gebrauchet, welche ich allererst angezeiget hatte. Sie

sind auch weder vom Meelthau, noch vom Brande, noch vom kalten schädlichen Regen angefallen worden. Man hat sogar dabey kein falsches Korn noch Unkraut, noch andere schlimme Körner wahrgenommen, da die Aecker meiner Nachbarn zu gleicher Zeit davon ganz voll waren; welches deutlich beweiset, daß meine Art, das Korn zu kalken, allein fähig ist, es vor allen Gattungen der Krankheiten zu bewahren, die schlimmen Saamenkernern zu verhindern, aufzuschiessen, und den Pflanzen Kraft genung zu geben, den Erdausdünstungen und den bösen Einflüssen der Luft zu widerstehen. Diejenigen, welche ihren Saamen, wie ich den meinigen, gekalket, haben gleiche Vortheile davon erhalten.

Es kömmt noch eine beträchtliche Wohlthat davon her. Diese bestehet hierinn, daß meine Ernten immer reicher, als der andern ihre sind, ihr möget dieses von den Kernern, oder von dem guten Futterstroh, sowol von der Beschaffenheit des Korns, welches meiner Nachbarn ihres immerdar weit übertrift, als von der Menge der Garben verstehen. Ich bekomme einen und zuweilen zween Boisseaux (Maaß von 20. Pariser Pfunden) Getreide mehr von einem jeden Dutzend Garben.

Wenn nun das Korn, welche die stärkste der Pflanzen ist, so vielen widrigen Zufällen unterworfen seyn muß, kann man sich noch verwundern, daß das Kraut der künstlichen Wiesen sie so oft erfahre. Seine Blätter sind dick und breit, sie fassen folglich mehr Dünste auf, und behalten sie länger als die gewöhnlichen Wiesen. Es sind auch sonsten die Dünste, welche von einem Erdreiche aufsteigen, welches nicht gebauet worden ist, weit stärker, als diejenigen, welche von einem Boden hervorkommen, welcher drey oder vier Pflügungen empfangen hat.

Was werden sie nicht also für eine Würkung auf die Thiere haben, wenn man sie auf solche Waiden führet, ehe sie verschwunden sind?

Aber warum haben diese Ausdünstungen über ein gewisses Erdreich vor dem andern ihren Einfluß, welches doch jenem zur Seite liegt? Die Ursache davon ist leicht, weil sie nur strichweise gehen, und so je, nachdem die Stellen mehr oder weniger feucht sind, und der Boden eine größere Menge Salze oder Säfte in sich schließt. Aber, wird man mir sagen, wenn es die Ausdünstungen der Erde, oder die Einflüsse

flüsse der Luft sind, welche das Getreide verderben, und da die Aehren auf einem ganzen Stücke gleich sind: wie ist es doch möglich, daß in eben der Kornähre Körner gefunden werden, welche durch die kalten Regen, oder den Meelthau verderbet, oder einige davon gefärbet sind, da unterdessen andere von diesen Zufällen nicht angegriffen werden? Die Ursache hiervon ist diese: Wenn dieser Erddunst sich drey oder vier Schuhe hoch in Gestalt eines Nebels erhebet, so jagt ihn der Wind, je nachdem seine Stärke ist. Er heftet sich an den Theil der Aehre, welchen er zuerst antrift; ihre zwo Seiten bekommen nur wenig davon; der Hintertheil geht ganz frey aus. Man darf sich also nicht verwundern, daß die Körner, welche gänzlich davon getroffen werden, ganz fäulen, so daß sie bloß einen schwarzen Staub geben, welcher anstecket. Die zwo Seiten der Aehre, welche nur wenig davon bekommen haben, weil er überzwerch weggeflossen ist, sind bloß schwarz gefärbet, oder brandigt. Der Hintertheil, auf welchen der Dunst sich gar nicht niedergelassen hat, muß nicht die geringste rostende Schwärze haben, sondern sich in seinem natürlichen Zustande befinden. Was vollends beweiset, daß die Vermischung

der

der guten und der bösen Körner in einerley Aehre keine andere Ursache habe, als welche ich allererst angezeiget habe, ist, weil das Korn, welches fast auf der Erde liegt, allezeit fast gänzlich von den Krankheiten angefallen wird, wovon die Rede ist. Es ist nämlich vor dem Winde in Sicherheit, und hat von allen Seiten den Erddampf und die Ausdünstungen erhalten.

Könnte man auch leicht erklären, warum ein Stück Getreide zuweilen mehr beschweret ist, als dasjenige, welches daran stößt, ob es schon von gleicher Natur ist? Ganz leichte. Dieses Stück ist nicht zu gleicher Zeit, wie das andere, gepflüget und angesäet worden; man hat ihm eine Pflügung weniger gegeben; man hat es zu spät gedünget. Das Korn ist daher nicht so stark, und kann den Ausdünstungen der Erde nicht widerstehen, noch die schlimmen Einflüsse der Luft ertragen.

Wollet ihr nun eure Felder allezeit davor verwahren? Befolget meine Methode in Ansehung der Pflügungen und der Düngungen; werfet gekalkten Saamen auf eure Aecker, wie ich bald anzeigen werde; und ihr werdet nirgends

Gefahr

Gefahr laufen. Ihr werdet noch mehr ausrichten. Ihr werdet eure Fluren vor den verschiednen Jahreswitterungen in Sicherheit setzen, wie ich dieses umständlicher in dem folgenden Kapitel zeigen werde. Ich werde auf gleiche Weise die Mittel anzeigen, welche man anwenden muß, um die hohen und die niedern Wiesen zu verbessern, so daß die Fütterung, welche davon herkömmt, oder die Waiden, welche man darauf anrichtet, auf keine Weise den Thieren, die man auf dieselbe führet, schaden.

Ich habe also meine Thiere durch meine sehr gesunde Ernten, und indem ich ihre Gemeinschaft mit dem Viehe der Nachbarn verhinderte, in den Zeiten der epidemischen Krankheiten, vor allem verdrießlichen Zufalle, seit 1742. verwahret, von welcher Zeit ich meine Länderey selber verwaltet habe. Woher ich schliesse, daß es weit wesentlicher ist, diese Vorsichten zu gebrauchen, als Mittel zu suchen, welche man niemals glücklich bestimmen kann, als wenn man die Natur und Art der Krankheit kennet, welche gemeiniglich verschieden ist, weil sie nicht allezeit durch einerley Ursache erreget wird. Es ist also folglich besser, dies Mittel

anzu-

anzuzeigen, um sich davor zu verwahren, als seine Hoffnung auf sehr ungewisse Arzneyen zu setzen.

Aber was soll man mit den Ueberbleibseln dieser verfaulten, durch die Krankheiten des kalten Regens, des Brandes, und vieler andern Arten angesteckten Ernte machen; weil, wenn man Brod davon verfertiget, sie den Menschen epidemische Krankheiten zuziehen können, und, wenn man das Stroh davon den Thieren giebt, sie gleiche Würkung bey denselben hervorbringen werden? Man muß dieses Getreide auf diese Art kalken, wie ich anzeigen werde. Wird dieses so bereitete Saatkorn in die Erde geworfen; so wird es eine sehr schöne, sehr gesunde, und sehr überflüßige Ernte hervorbringen, wenn man den Boden nur ein bisgen gepflüget, und ihn mit den sich für denselben schickenden Düngungen versehen hat.

Was das Stroh anbelanget, so bedienet euch desselben nicht, als bloß um den Pferden und Kühen eine Streue davon zu machen. Da diese Thiere gemeiniglich in ihren Ställen angebunden sind, so werden sie dasselbe nicht berühren können; da sie sonsten auch bessere Nahrungs-

rungs-

rungsmittel haben, so werden sie nicht suchen, diejenigen zu fressen, welche angestecket seyn werden.

Ich berufe mich auch dießfalls auf die Erfahrung, welche ich davon sowohl zu Ville-Parisis als zu Belle-Fontaine gemachet habe. Als ich an diesen zween Orten angefangen habe, das Land zu bauen; so war das Getreide, welches mir die Pächter hinterlassen hatten, von allen Gattungen von Krankheiten angegriffen, und voller schlimmen Körner. Nach meiner Art, das Saamenkorn zu kalken, und ohne jemals den Saamen zu ändern, habe ich es sehr schön gereiniget, und in den folgenden Jahren schönen Korn eingeerntet, welches auch mehr und besser war, als das Getreide meiner Nachbarn.

Man hat sich darüber jederzeit seit 1759. verwundert; aber ich hoffe, daß man das nächste Jahr dieses noch mehr thun werde, weil ich verschiedene Pachtgüter haben werde, die in verschiednen Arten des Erdreiches bestehen, welcher Aecker Bepflügung mit fünf Pflügen geschehen wird. Ueber eine solche große Strecke von Ländereyen muß man die Erfahrungen des Ackerbaues machen, und nicht bey kleinen Stücken,

welche

welche fruchtbar zu machen, es sehr leicht ist, ohne alles dasjenige zu kennen, welches nöthig ist, um alle Gattungen des Boden zu allen Früchten geschickt zu machen.

Ich werde 110. Kornjucharte im nächsten Julio von allen Gattungen der Erdarten einzuernten haben: ich versichere zum voraus, daß mein Getreide keine von den Krankheiten des dünnen kalten Regens, des meelthauigten und rostenden Kornes haben werde; und ich bin sehr gewiß, daß diejenigen, welche ihr Getreide nicht, wie ich, werden gekalket haben, mehr oder weniger davon bekommen, je nachdem die Ausdünstungen, die Hauche der Erde, und die Einflüsse der Luft mehr oder weniger stark seyn werden.

Zweytes Kapitel.
Von den Düngungen.

Es giebt verschiedene Arten der Düngungen. Die meisten sind bekannt genung, und man vergeht sich gemeiniglich bloß in der Art, sie anzuwenden. Ich will eine Weise anzeigen, welche fähig ist, alle mögliche Vortheile zu verschaffen.

Dünger von dem Hofe eines Bauergutes.

Der Hofdünger wird gemeiniglich gebrauchet, um die Aecker zu verbessern; er hat allezeit eine gute Würkung, wenn man ihn bloß auf diejenigen, welche ihn erfodern, wirft; denn alle Arten von Düngern taugen nicht allen Erdarten. Der Schafdünger, z. B. und der Taubenmist sind weit besser auf den feuchten, kalten und thonigten Ländern, als auf einem ganz anderen Boden. Die Küh- und Pferddünger sind tauglich auf die warmen Aecker, und auf diejenigen, auf welchen sich Kiesel, oder Mergel, Kreide oder Sand befinden. Aller Dünger aus der Mistgrube, als der Pferd- Kühe- Hammel- Schweinmist, u. s. f., wenn er zusammen gemenget wird, thut in allen Erdreichen, z. E. in denen von weißlichten Erdschollen, in den freyen, schwarzen und starken Boden gute Dienste. Ich habe selbst davon auf warme, leimichte Erdreiche, und auf solche, die aus Töpfer- und anderm Thone bestehen, geworffen. Diese verschiednen, zuweilen mit Mergel, oder Stücken von grünen Rasen vereinigten Dünger, haben wunderbare Würkungen

gen darauf hervorgebracht. Aber dasjenige, was man vornämlich dabey beobachten muß, ist, daß man sie zu gehörigen Zeiten auf die Erde werfe, und nur so viel davon anwende, als für den Boden nöthig ist; daß man den Mist allenthalben gleich verbreite, und denselben bey der ersten, oder auf das späteste bey der zweyten Pflügung unter die Erde bringe.

Vermittelst dieser Beobachtungen, werden alle diese Düngungen mit der Erde nur eine Masse ausmachen, und zuwegebringen, es mögen die Jahreszeiten so verschieden seyn, als sie immer wollen, daß sie uns überflüßige Ernten liefert. Sie würden im Gegentheil bloß eine sehr schlimme Würkung thun, wenn man sie mit, oder eine kurze Zeit vor dem Aussäen, unter den Boden zu bringen es anstehen liesse. Denn da diese Dünger fast noch nichts als Stroh sind, welches den Pferden oder den Kühen zur Streue gedienet hat, so finden sie sich an gewissen Stellen zusammengehäufet, ohne verzehret zu seyn. Der Pflug reißt sie mit dem Saamen mit sich fort, und hindert, daß die Erde überall auf gleiche Weise damit versehen werde. Sie erfüllen über dieses den Acker

mit Unkraut, welches das wenige Getreide, so auf den auf diese Art zugerichteten Feldern hervorwächst, zu Grunde richtet.

Der Schaf- Tauben- und Hünermist ist für einige Erdreiche tauglich; aber daß er denselben die Beschaffenheit, deren sie nöthig haben, gebe, muß man ihn bloß nach der lezten Pflügung darauf verbreiten. Alsdenn läßt man das Korn darauf säen. Man scharret den Dünger und den Samen mit der Egge unter die Erde, daß sie mit dem Acker nur eine Masse ausmachen. Sie erhitzen ihn; die Salze und die Säfte, welche diese Dünger dem Samen verschaffen, machen, daß er früher keimt, sich schneller treibt; und geben ihm die Stärke, dem strengsten Winter zu widerstehen. Die Pächter thun daher sehr übel, welche die May- oder Aprilmonate erwarten, um diesen Dünger auf die Erde zu werfen. Denn sobald die Sonne stark genung wird, um die brennende Dürre zu verursachen, verbrennen diese Dünger die Pflanzen des Getreides. Es entsteht sonsten auch eine andere Unbequemlichkeit daraus, wenn diese Dünger, so wie alle andere, nicht auf gleiche Weise allenthalben verbreitet werden. Denn wenn gewisse

Stellen

Stellen des Ackers mehr davon bekommen, als sie nöthig haben, so geben sie bloß großes Stroh eines leichten und magern Kornes, welches nur kleine Aehren darstellet, und welches sogar nicht allezeit reif wird, weil es darnieder liegt, fäulet, und selbst Mist wird.

Die andern Düngungen, welche fähig sind mit Vortheil den Hofmist zu ersetzen, sind die Schafhürden, die mannigfaltigen Mergel von verschiednen Neubrüchen, die Rasen von den Wegen und den Brachländern, und die Art und Weise, das Getreide auf eine besondere Art zu zu bereiten, oder, wie man in gewissen Provinzen spricht, es zu kalken, ehe man es aussäet. Ich ziehe diese Arten zu düngen den erstern vor, nicht nur, weil sie das Getreide kornreicher machen, sondern vornämlich, weil sie ihm eine weit vorzüglichere Eigenschaft verschaffen, und es besser und nährender machen.

Dieses ist eine alljährliche Erfahrung, welche ich von 1742. bis itzo von einem Pachtstücke, anfangs von zween, und sodenn von drey Pflügen, welches von verschiedenen Aeckern von unterschiedner Beschaffenheit zusammen gesetzt

 ist,

ist, gemachet habe. Die Verschiedenheit, nach welcher ich diese verschiedne Düngungen habe anwenden lassen, hat gemachet, daß ich allezeit sehr glücklich dabey war. Ich will dieses alles itzo bekannt machen, damit diejenigen, welche sich darnach werden richten wollen, eben diese Vortheile davon ziehen mögen. Da die Art, nach welcher ich das Getreide kalken lasse, demselben einen sehr beträchtlichen Dünger verschaffet, so fange ich an, dieses dem Leser zuerst anzuzeigen.

Die Art und Weise, das Korn zu kalken.

Ich nehme gleich anfangs ein offenes Faß, oder eine Kufe (Laugzuber) welche fast ein Oxhof Wasser halten kann. Wenn ich dieß Faß damit habe anfüllen lassen, so lasse ich ohngefehr einen Scheffel Schaf- oder Hammelmist, ein gleiches Maaß Tauben- und Hennenkoth, einen Scheffel Kühmist, eben so viel Pferdmist, und ohngefehr einen Scheffel Wachholderholz- Priemenkraut- oder Eichholzasche darein werfen. Wenn man selbst diese Asche, wovon ich rede, von allen den drey Pflanzen zugleich machen könnte, so würde sie nur desto besser seyn. Ich lasse

lasse sodenn alle diese Ingredienzien mit einem Stabe, einer Gabel, oder einem jeden andern Werkzeuge, so lange umrühren, bis sie endlich nur eine Masse zusammen ausmachen. Man wiederholet dieses Geschäfte fünf oder sechs Tage lang. Diese verschiednen Dünger gähren während dieser Zeit wie Wein, welcher in dem Fasse ist. Ist diese Zeit verflossen, so setzt sich diese Vermengung, und verwandelt sich in eine Fette, welche die Würkungen, davon ich besser unten reden werde, hervorbringt. Wenn ich den Samen kalken will, so lasse ich dieses fette Wasser in einen grossen eisernen Kessel, oder in einen Küchenkessel werffen, worein ich noch eine Handvoll Genister, wie mans in den Gehölzen findet, thue. Wenn dieses mit der Feuchtigkeit fünf oder sechs Minuten lang gesotten hat, so zieht man ihn zurücke, und läßt die Vermischung ein bischen abtropfen, indem sie über den Kessel sprudelt. Nachdem auf diese Weise die nöthige Quantität Kalk gelöschet, und mit einem Stabe genugsam gerühret worden, so lasse ich alles, was in dem Kessel ist, auf dem Kornhauffen, welchen ich aussäen will, hinwerfen. Zwo Personen rühren sodenn alsobald das Korn zwey oder dreymal mit Schau-

feln um. Wenn der ganze Haufe wohl durchfeuchtet ist, so darf man nichts mehr hinzuthun. Die Sache verhielte sich nicht so, wenn trockene Körner übrig blieben, welche von der Feuchtigkeit nicht durchdrungen worden. Man müßte sodenn mehr von dieser Materie aus der Tonne holen, um den Abgang zu ersetzen. Dieses also gekalkte Korn lasse ich gleich von dem andern Tage an aussäen, wenn ich es für gut befinde. Aber wenn ich dieses länger verschiebe, und es noch eine Feuchtigkeit bey sich führet, so trage ich Sorge, daß man es alle Tage rühre. Durch diese Sorgfalt kann ich es zwölf oder fünfzehn Tage aufbehalten, ohne daß es sich verschlimmert.

Die düngende Fettigkeit, welche das auf diese Weise gekalkte Korn bey sich führet, machet es so geschickt Frucht zu tragen, daß, wenn ein Acker nur die Helfte seines gewöhnlichen Düngers bekommen, oder wenn man bloß den schlechtesten Samen darauf geworfen haben würde, er doch mehr und schöner Getreide, und von besserer Beschaffenheit, tragen wird, als dasjenige Land, welches zwar alle nöthige Düngungen gehabt, aber in seinen Schoos einen

auf eine ganz andere Art gekalkten Samen bekommen hätte. Ja wenn man so gar einen oder mehrere Metzen Samen weniger auf einem Jucharte aussäete, so wird doch dieser Boden, wenn das Getreide aufgeschossen seyn wird, mit mehrern Pflanzen bedecket seyn, als die andern.

Mein also zubereiteter Samen wird hierdurch verwahret, daß er in den trockenen Jahren nicht durch die Amster, Mäuse und anderes Gewürme gefressen wird, welche Thierchen nur gar zu oft den Samen anderer Landleute verwüsten. Es entstehet noch ein anderer Vortheil hiervon. Die Körner keimen 3. oder 4. Tage vor denjenigen, welche diese Fettigkeit nicht erhalten haben, sprossen sodenn schneller hervor, sind deswegen eher reif, und folglich weniger der Gefahr ausgesetzet, durch die Regen verderbet zu werden, welche gemeiniglich gegen das Ende der Ernte fallen. Ich bewahre sie hierdurch in allen Arten von Aeckern, vor den Krankheiten des Reiffen, des Meelthaues, und vor allen andern schädlichen Zufällen, welche durch die Nebel, die Dünste der Erde, und die schlimmen Einflüsse der Luft verursachet werden. Ich habe und bekomme auch niemals

vom Reiffen verbranntes, schwarzes, rostendes, noch meelthauigtes Getreide. Selbst die schlimmen Körner, als das bekannte Unkraut, und das falsche oder wilde Korn, erscheinen niemals auf meinen Aeckern.

Ich könnte zum Beweise desjenigen, was ich behaupte, alle Ernten anführen, welche ich seit 1742. gehabt habe. Aber ich will nur die Ernte von 1764. anführen. Alle meine Nachbarn hatten Fruchtfelder, wovon mehr als die Helfte verdorben war, da ich unterdessen nicht eine einige schlimme Aehre auf mehr als 65. Jucharten erhielt. Wer mir hierinn nicht auf mein Wort glauben wollte, könnte sich davon leicht überzeugen, wenn er mein Getreide in den Scheunen von Belle-Fontaine betrachtete.

Es bleibt also eine ausgemachte Sache, daß meine Art, den Samen zu kalken, demselben Salze und Säfte verschaffe, welche ihn reinigen, und ihm die beste Beschaffenheit geben. Es kann sich jeder dieser Methode bedienen, weil sie bloß in solchen Materialien bestehet, die alle Leute sich sehr leichte anschaffen können.

Aber ehe ich diesen Artickel endige, glaube ich, daß ich Nachricht geben müsse, daß ich ehedessen ungefehr zwey Pfunde Salpeter zu den Bestandtheilen hinzufügete, woraus ich das Wasser meiner Samenkalkung zusammensetze. Ich habe sie seit drey Jahren weggelassen, ohne daß deswegen meine Ernten im geringsten Schaden gelitten hätten, weil meine Aecker sonsten schon mit allen gehörigen Düngungen versehen sind, welches etwas sehr wesentliches ist.

Alle Waschungen, Laugen, und feuchte Reinigungen des Getreides müssen dem Saatkorne nothwendig schädlich seyn. Das Korn kann in keine Art von Wasser getauchet werden, daß es nicht hierdurch die gute Eigenschaft verlieren sollte, welche es zu einem schnellen Wuchse haben könnte. Es wird auch sonsten ein solcherley gewaschenes und eingeweichtes Korn niemals ganz von den Krankheiten, wovon ich geredet habe, befreyet bleiben.

Verschiedene Personen werden mich ohne Zweifel fragen, wie es denn geschehe, daß diese meine Art, das Korn zu kalken, verhindere, daß es nicht vom kalten Brande, von der Fäulung und dem Meelthau angegriffen werde?

Ich

Ich kann ihnen bloß durch ein Gleichniß antworten. Es ist gewiß, daß eine Amme, welche ein Kind säuget, demselben die guten oder schlimmen Eigenschaften, welche sie bey sich führet, mittheile. Wenn sie gesund ist, und bloß gute Speisen zu sich nimmt, so wird ihr Säugling keiner von den Krankheiten unterworffen seyn, welche diejenigen Kinder anfallen, die eine durch irgend eine Krankheit verdorbene Milch einsaugen. Die Sache verhält sich eben so mit der Erde. Sie ist die Säugamme des Kornes. Wenn die Düngungen, welche ihr zur Nahrung dienen, demjenigen, was sie hervorbringen soll, gemäß sind; so werden sie den Pflanzen einen Nahrungssaft verschaffen, welcher machen wird, daß sie überflüßige Früchte tragen, und die ihnen zugleich eine Beschaffenheit geben werden, welche geschickt ist, sie vor aller Art von Krankheiten in Sicherheit zu setzen. Die Strohhälme, welche gleichsam die Glieder des Getreides sind, werden, daß ich mich so ausdrücke, gut organisirt seyn. Sie werden mehr Säfte und Nerven haben. Sie werden weit besser zur Nahrung der Thiere seyn. Da das Korn keinen seiner Theile schwächer, als den andern, haben wird, so wird keine Krankheit an irgend einem

einem Orte es anfallen können. Man wird also, wenn man meiner Methode, die Erde zu düngen, und das Korn zu kalken, folgen wird, keine halb verdorbne Aehren mehr antreffen. Sie werden alle gleich gesund seyn, weil die Nahrung, welche ich dem Stroh gebe, ihm eine Beschaffenheit schenket, welche es in den Stand setzet, den Rauhigkeiten aller Jahreszeiten zu widerstehen.

Der Fleiß des Landmannes muß also vornämlich dahin gehen, daß seine verschiednen Aecker mit Düngern versehen werden, welche für die Früchte taugen, die er daraus erhalten will; daß durch die Kalkung das Korn wohl gereiniget und gestärket werde, damit es im Stande sey, einen lebhaften Nahrungssaft zu bekommen, welcher es gegen die schädlichen Dünste und Hauche im Sicherheit setze, welche aus der Erde, so es ernähret, entstehen können. Dieser Saft muß auch die bösen Einflüsse der Luft verhüten, wovon der Acker umringet ist, und welche jederzeit mehr oder weniger stark sind, je nachdem die Witterungen des Herbstes oder des Winters, des Frühlinges oder des Sommers, mehr oder weniger trocken, oder mehr oder weniger feucht sind.

Schafdünger.

Ich finde keinen Dünger, welcher dem von den Schafhürden auf den Aeckern gleich käme. Man kann ihn auf alle Erdreiche werfen, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen. Es ist bloß die Frage, daß man aufmerksam sey, ihn nicht darauf zu thun, als zu der Zeit, welche ihnen anständig ist. Ihr werdet hierbey allezeit glücklich verfahren, wenn ihr auf die losen, die von weissen Schollen, *) schwammigten, kalten, und andere starken Aecker die Schafe treibet, ehe ihr Korn darauf säet. Die Sache verhielte sich nicht so, wenn ihr eben dieses bey den schwarzen, holen, leichten, lockern und dünnen Erdreichen vornehmen

*) „Es giebt drey Arten von Terres lateuses. Die „erstern werden so genennet, weil nach einem „großen Regen sie so stark und feste werden, „daß man mit trockenen Füssen darauf geben „kann. Die zweyte sind schwammigt und „feucht. Die dritten werden schwammigt, „kalt und feucht genennet, weil sie sich auch „dichte und fest tretten lassen. Aber diese „beyden leztern behalten die Wasser länger; „welches machet, daß man sie, nach Art der „Gartenbeete, etwas bauchigter, als die an„dern, pflügen muß, mit Gräben, welche „sie in die Querre durchschn:iden, um das „Wasser davon wegzuleiten.„

men würdet. Man muß, um allen möglichen Vortheil davon zu erhalten, sie nicht mit Schafhürden besetzen lassen, als nachdem sie angesäet worden. Ihr werdet ihnen durch diese Beobachtung gleichsam einen Leib und eine aneinander hangende Masse geben. Euer Korn wird der Gefahr, darniederzuliegen, weniger unterworfen seyn. Wenn ihr anders handeltet, so würde das Stroh ohne Nerven und ohne Stärke seyn. Es könnte sich folglich nicht erhalten, wenn schlimme Witterungen einfielen.

Bedienet euch auf den warmen Boden, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, des Schafdüngers nicht, als nach der Kornernte, das ist, auf den Stoppeln. Aber traget ja Sorge, daß er gleich unter die Erde gebracht werde. Nach Verfliessung des Winters wird der Hürdendünger all sein Feuer verdünstet haben, und in Fette verwandelt seyn; so daß, wenn ihr einen solchen Acker noch einmal im Hornunge und März bepflügen lasset, er euch eine reiche Ernte von Hafern, Gerste, Märzkorn, oder von allem andern kleinen Getreide verschaffen wird. Wenn diese Aecker brach liegen werden, und ihr sie

nur

nur um die Helfte dünget, als sie bey einem jeden andern Umstande gedünget werden sollten, so werdet ihr das folgende Jahr sehr viel gutes Korn einernten. Es wird euch noch ein grösserer Vortheil daher erwachsen. Denn da die Aecker, wovon hier die Rede ist, gemeiniglich mit allen Gattungen von bösen Wurzeln oder Körnern angefüllet sind, dergleichen z. E. die Bouglande, Schafgarben, die Masern, die Chaillies, die Distel von allen Gattungen sind; so wird der Schafmist, wenn er, wie ich eben sagte, angebracht wird, alle Körner und Wurzeln dieser dem Getreide so schädlichen Pflanzen zerstören. Er wird noch weiter dem Korne eine gute Eigenschaft ertheilen, seinen Halm stärken, und es besser in Stand setzen, alle Strengigkeiten der Jahreszeiten zu ertragen.

Ich werde das nächste Jahr die Erfahrung hiervon auf verschiedenen Pachtstücken von ungefehr 5. Pflügen fortsetzen, wo Erdreiche von allen Arten angetroffen werden. Man wird sehen, daß diese Düngung sich weit mehr vervielfältigen kann, als man gemeiniglich dafür hält. Denn ich werde darthun, und zwar aus den Erfahrungen, daß man die Schafe fast in

allen

allen Jahreszeiten auf den Aeckern weiden kann, wenn man nur Sorge trägt, die Heerden in die Schäferey, oder unter ein Schirmdach zu treiben, wann das Wetter feucht ist, wann es schneyt, oder wann die Nebel zu dicke oder zu häufig sind. Man merket wohl, daß die kleinen Froste in dieser Ausnahme nicht mit begriffen sind. Denn man kann auch alsdenn die Hürden aufschlagen. Die Heerde wird sich davon weit besser befinden, und die Wolle und das Fleisch werden vortreflicher seyn.

Mergel.

Die Mergel von allen Arten können bey allen Gattungen des Erdreiches angewandt werden. Ich nehme hiervon bloß diejenigen aus, welche an und für sich selber warm sind, und welche schon in ihrem Schoße Mergel, Kieselsteine, Kreide, oder Sand in sich fassen. Aber eine Sache, worauf man sehr aufmerksam seyn muß, ist, auf diejenigen Aecker, denen dieser Dünger gemäß ist, bloß so viel von dieser Materie zu werfen, als ihr Grad der Feuchtigkeit erfordert. Der lose Mergel, welcher zum Theile grün und fett ist, ist bey den starken, schwammigten, leimigten und thonig-

ten Erdreichen gut. Er erhitzet den Boden, macht ihn locker, giebt dem Korne eine gute Eigenschaft, und vermehret es. Er machet das Stroh stärker, und so, daß es den Thieren eine angenehmere Nahrung ist. Die andern Mergel sind mehr oder weniger gut, aber sie besitzen alle die Eigenschaft, den Wachsthum der Pflanzen zu betreiben, das Getreide kornreich zu machen, und ihm eine gute Eigenschaft zu geben.

Man kann aus demjenigen, was ich allererst bemerkte, schliessen, daß der Schutt von den Häusern, desgleichen der Kalk, das Gips, und andere Materialien sind, die thonigten und vom Wasser durchdrungenen Länder sehr verbessere. Diese Arten von Düngungen trocknen sie, und hindern sie, schlimme Kräuter hervorzubringen, dergleichen vornämlich eine Art von der Blume Maßlieb, welche französisch Chaillie genennet wird, ist, welche einen so schlimmen Geruch hat, daß er die Scheuren anstecket, und das Stroh der Ernten verderbet.

Wicken.

Es ist eine andere Düngung, welche man sich leicht verschaffen kann. Sie besteht darinn,

daß man diejenigen Jucharte, worein man Korn thun will, vorhero mit Wicken ansäe. Sobald diese Pflanze zu einer gewissen Höhe aufgeschossen, so läßt man sie mit dem Pfluge unter die Erde bringen. Dieser Dünger wird wenigstens eine reiche Kornernte, und so viel an Sommerfrüchten geben. Da er unterdessen ein bischen kostbar ist, so rathe ich nicht darzu, als bloß in dem Falle, wo man sich keine andere Düngungen mit wenigerm Kosten verschaffen könnte.

Ich sage eben dieses von dem S. V. Unflete aus den Secreten, den Scheurungen und Auswürfen der Tränken, der Graben, Teiche, Moräste, und von allem künstlichen Miste, da insonderheit die einen nur sehr schlechte Dünger sind, und die andern nur einen Augenblick dauren können. Und in der That, wozu dient es denn, seine Zuflucht zu künstlichen Düngern zu nehmen, da diejenigen, welche ich anzeige, und welche alle Pächter auf ihren Höfen antreffen, mehr als hinreichend sind; wenn man sie nur geschickt und dienlich bey jeder Erdart anzubringen weiß, und also alle Aecker damit versieht. Sie sind von einer vortreflichen Natur, sowol eine reiche und gesunde Ernte zu verschaf-

 fen,

sen, als auch die Eigenschaften des Kornes, des Strohes, und des Futters sehr zu verbessern.

Uebrigens habe ich selbst die Erfahrung gemachet, daß, wenn ich meine Felder, wie ich es weiter unten beschreiben werde, anbaue, und ihnen solche Düngungen, wie ich hier beschreibe, gebe, sie mir so viel Stroh und Viehfutter verschaffen, daß ich sodenn 15. oder 18. Morgen Landes mehr, als man gemeiniglich zu thun pfleget, düngen kann. Ich gehe noch weiter, und mache gar keine Schwierigkeit zu behaupten, daß, wenn ich mich selbst in einem Stande befände, wo die verschiednen Düngungen, wovon hier die Rede ist, ganz und gar fehleten, ich doch noch nicht nöthig hätte, zur Kunst zu fliehen, um mir dergleichen zu verschaffen. Denn der Dünger von den Schafhürden, und der Mist der Bauerhöfe, zu rechter Zeit, und auf eine dienliche Art angewandt, und von meiner Methode zu pflügen, und das Saatkorn kalken zu lassen, vergesellschaftet, würden mir allein die schönsten Ernten verschaffen. Woher ich schliesse, daß die künstlichen Wiesen allenthalben wenigstens unnütze sind, um nichts schlimmers zu sagen.

Neu-

Neubrüche, oder vielmehr frische aufgeworfene Erde.

Man kann weiter von den Neubrüchen noch einen großen Vortheil ziehen. Ich nenne hier diejenige Erde also, welche man in den Aeckern, welche los, von weissen Schollen, schwammigt, fett sind, und überhaupt von einem jeden guten Boden nehmen kann. Um hierzu zu gelangen, so wird man gleich anfangs und bey der ersten Beackerung den Pflug allein zween oder drey Zolle tiefer, als gewöhnlich ist, einschneiden lassen, um die untere Erdlage über den alten obern Boden herzuwerfen. Diese neue und frische Erde durch die drey folgenden Pflügungen mit derjenigen, welche sich zu erschöpfen anfieng, wohl vermenget, wird Früchte von der besten Beschaffenheit hervorbringen.

Ehe man unterdessen diese Arbeit anfängt, muß man gewiß versichert seyn, ob nicht unter der Erde, welche man pflügen will, sich Röthel, Kreide, oder Tuffstein befinden. Denn man würde, wenn man diese schlimmen Erdlagen auf die Oberfläche brächte, den alten Boden auf eine lange Zeit verschlimmern. Da sonsten die guten Gründe selten allenthalben

gleich sind, so ist es sehr dienlich, ehe man den Pflug eindringen läßt, mit einem Grabscheite, oder auch einem jeden andern Werkzeuge, an verschiednen Stellen das Stück Landes zu untersuchen, welches man auf diese Art verbessern will.

Auf sechs hundert Jucharten ohngefehr, welche ich anbauen lasse, sind nicht viel mehr als vierzig, welche auf diese Art behandelt werden können; aber es finden sich andere, worauf ich die vollkommene Düngung anbringen kann, das ist, wo ich einen Schuh von Erde mehr oder weniger von diesen guten Gründen wegnehmen lasse, um ihn auf Aecker voller Kiesel, Sand, Kreide, oder Mergel versetzen zu lassen. Um den Aufwand zu vermeiden, lasse ich diese Erde auf die nächsten Länder bringen, so daß Ein gutes Pferd hinreicht, den Schuttkarn zu führen.

Indem ich so verfahre, so bekomme ich zu gleicher Zeit eine doppelte Düngung. Die erste, weil, da ich einen Schuh Erde von diesem vortreflichen Grunde wegnehme, er natürlicher Weise eine Art von Neubruch wird, welcher sieben bis acht auf einander folgende Ernten liefern

fern kann, ohne einen andern Dünger von nöthen zu haben. Die andern, weil diese gute Erde, welche ich auf einen schlimmen Boden führen lasse, ihn auf beständig gut machet, und wenigstens drey Ernten verschaffet, ohne daß man nöthig hat, ihn zu düngen. Es geben auch verschiedene meiner Felder, welche ich auf diese Art geordnet habe, und die sonsten nichts, als schlechten Roggen trugen, anjetzo sehr gutes Mangkorn.

Die Erde, der Wase, welche ich von den Landstrassen, den Brachländern, und von andern Orten, wo sich dergleichen findet, wegnehmen lasse, thun weiter noch auf den Aeckern eine sehr gute Würkung, wo Kiesel, Sand, Kreide und Mergel angetroffen werden. Eben derselbe Karre, welcher die Erde oder diese Wasen auf die Aecker, welche ich verbessern will, fährt, führt auf die Strassen die Kieselsteine, welche man auf den Fruchtländern sammelt, zurücke; durch dieses Mittel macht man die Wege steinigt und fahrbarer. Uebrigens rathe ich nicht zu diesen Fahrten von frischer Erde, ꝛc. und Wasen, als wenn es frieret, oder sehr trocken ist. Ausser daß man alsdenn mehr Fuh-

ren machet, und weniger Pferde und Arbeit anwenden darf, kann man zu solchen Zeiten ohnehin nicht pflügen, noch andere Ackergeschäfte verrichten.

Alle diese verschiednen Dünger verschaffen den Aeckern nicht allein Salze und Säfte, welche sie befruchten; sie dienen noch weiter, den Boden locker zu machen. Um alle Ackerleute davon zu überzeugen, will ich ihnen beschreiben, was ich gethan habe, um die starken, thonigten, leimigten ꝛc. Aecker locker zu machen. Sie wissen alle aus der Erfahrung, daß diese Gattungen von Aeckern sehr schwer zu pflügen sind, weil die Erde an dem Pfluge bekleben bleibet, und stückweise von einander fällt. Ich habe eine ziemliche Anzahl davon als Brachländer zu Belle-Fontaine angetroffen. Um den Bau derjenigen, welche am meisten Thon hatten, zu erleichtern, habe ich Mergel, Wasen und verschiednen Dünger von den Bauerhöfen darauf werfen lassen. So bald sie durch zwo Bepflügungen mit dem Boden wohl vermenget worden, hat sich die dritte ohne Mühe anbringen lassen. Und nachdem die vierte, vor dem Aussäen, einem solchen Felde gegeben worden, war

die

die Erde so locker, daß die Zähne der Egge ganz hineindrangen. Vermittelst dieser drey Dünger ist dieses Land mit genugsamen Salzen und Säften versehen worden, wenigstens für drey auf einander folgende Ernten, ohne einen anderen zu erfordern.

Es wird auch sonsten deswegen auf beständig von besserer Beschaffenheit, und leichter anzubauen seyn. Zwey Pferde, ohne sich zu ermüden, werden hinlänglich seyn, es umzupflügen, da vorher kaum ihrer drey dieses bewerkstelligen konnten. Der Pflugknecht wird auch nicht mehr so viele Beschwerlichkeiten auszustehen haben. Er wird nicht mehr genöthiget seyn, sich an dem Pfluge, daß ich mich so ausdrücke, anzuklammern, um ihn zu halten, oder beständig alles, was an ihm behangen blieb, wegzuschaffen. In gewissen leimichten Ländern sind der Mergel, und die verschiednen Dünger von den Bauerhöfen hinlänglich, eben diese Würkungen hervorzubringen; und bey den fetten und dichten Aeckern würket dieses der Mergel allein.

Drittes Kapitel.

Von dem Pflügen und Säen.

Dieser Theil des Feldbaues mag so wesentlich seyn, als er will, so legt man sich doch in den meisten Provinzen des Königreiches nicht mit Sorgfalt genung darauf. Man folgt darinnen mehrentheils den alten Schlendrianen, ohne zu untersuchen, ob sie den Ländern, welche man anbauen will, gemäß seyen, oder nicht. Es ist doch unterdessen nur Eine Art zu verfahren, in allen französischen Ländern, um alle mögliche Vortheile davon zu ziehen. Ich habe fast alle Provinzen meines Vatterlandes durchgereiset; und nachdem ich die verschiednen Boden desselben genung untersuchet hatte, gefunden, daß viele davon durch ihre Natur sich ähnlich waren, und daß deren Beschaffenheit des Erdreiches einerley war. Ich habe daher geschlossen, daß man sie allenthalben auf einerley Weise beackern könnte. Wir sehen unterdessen das vollkommene Gegentheil. In dem Gatinesischen, zum Exempel, lassen die Pächter alle ihre Felder furchenweise pflügen, und den Samen mit dem Pfluge unter die Erde bringen. Man befolgt eben diese Gewohnheit

in

in einem grossen Theile des Landes Brie. In gewissen Gegenden Frankreichs ackert man Beeterweise. In der Picardie, und in einem andern Theile des Königreiches stürzt man die Aecker ganz eben weg, mit einem Pfluge a tourne-oreille, das ist, sie sind ganz gleich, eben, und aneinander hängend, ohne Graben oder Zwischenräume.

Aber was für Unbequemlichkeiten entstehen nicht daher, wenn man auf verschiedne Art nicht nur Länder von einerley Natur, sondern auch von verschiedner Beschaffenheit, beackern läßt? Die Gewohnheit, die Aecker furchenweise zu bepflügen, ist der Ernte gleich anfangs höchst nachtheilig. In der That die tiefen Einschnitte, welche die Furchen der Seiten endigen, und welche den sechsten Theil des Erdreiches verlieren machen, haben keinen Samen, weil ihn der Pflug rechts und links wirft, ohne ihn auf gleiche Weise zu verbreiten. Wenn auch noch einiger dahin fiele, so würde er nur sehr schwerlich reifen, weil, da entweder die Furchen zu tief sind, er gar zu tief unter die Erde kömmt, oder weil die Regenwasser, den Winter hindurch, gar zu lange darauf stehen, sie ihn

ihn fäulend machen, und also hindern, hervorzukeimen. Was geschieht noch von einer andern Seite? Gemeiniglich sind die Tiefen dieser Furchen mit schlimmen Kräutern, oder bösen Pflanzen so angefüllet, daß sie sehr oft das Getreide zur Rechten und zur Linken ersticken; so daß man fast allein auf der Höhe der Furchen etwas erntet.

Die Unbequemlichkeiten vermehren sich, wenn man diese Arten von Ländern mit dem Pfluge säet. Denn er darf nicht mehr Erde aufreissen, um den Samen unter die Erde zu bringen, als so viel nöthig ist, um ihn zu bedecken. Man giebt also alsdenn, wenn es aufs höchste kömmt, dem Boden nur eine halbe Pflügung. Wie kann aber auf diese Weise die untere Erdlage genugsam locker werden? Daher kömmt es, daß, da die Wurzel des Korns daselbst zu viel Widerstand antrift, sie sich nicht genung ausdehnet, und feste genung beklebet, um eine vollkommene Aehre hervorzubringen. Die Regenwasser können auch deswegen allererst nach langer Zeit durchdringen, und bleiben zu lange entweder auf der Oberfläche, oder zwischen zwey Erdlagen. Es bedecket auch ohnehin

hin der Pflug, indem er die Erde auf den Samen wirft, denselben niemals ganz, weil er sehr oft auf Erdschollen, und allezeit sehr ungleich fällt.

Bey dieser Aussaat ist also jederzeit vieler Verlust. Man hat auch gewiß ein Bichet Korn mehr vonnöthen, um einen Morgen Landes anzusäen, als wenn man die Felder so anblümte, wie ich in der Folge zeigen werde.

Dieß ist noch nicht alles. Es giebt gemeiniglich sehr viel Unkraut in dem Getreide, dessen Samen mit dem Pfluge untergebracht worden. Man kann es nicht ausrauffen und wegschaffen, wenn man will, und es für dienlich erachtet. Man muß diese Kräuter oft 7. bis 8. Tage welk werden lassen. Unterdessen fällt Regenwetter ein, und die Saat keimet. Wir haben bey der Ernte des lezteren Jahres ein frisches Exempel hiervon gesehen. Dieser Zufall hat sich bey vielem Getreide im Gatinesischen und anderswo ereignet. Mein Korn hat ihn niemals seit 1742. ausgestanden. Und warum? Weil es ohne Unkraut, und allezeit vor der andern ihrem reif ist, und weil, wenn es sich nicht gewiß auf schönes Wetter anläßt, ich

es wegschaffen lasse, je nachdem man es mit der Sichel abschneidet. Im Jahr 1764. waren schon alle meine Früchte den 31. Heumonat in meinen Scheuren, da unterdessen meine Nachbarn einige noch in Büscheln auf den Ackern liegend, ja gar darauf den 22sten des folgenden Monats noch auf denselben stehend hatten.

Was waren die Folgen dieser Langsamkeit das Getreide einzusammlen? Die traurigsten. Das, welches noch stand, verlohr zum Theil seine Körner; weil, da der Regen den Kern aufschwellete, die Hülse sich öffnete, und dieser sodenn bey erstem Winde auf die Erde fiel. Auf der andern Seite hat dasjenige, welches in Garben lag, zum Theile gekeimet. Das war also eine fast verlohrne und verdorbne Ernte. Auch das Stroh und das Viehfutter ist davon verderbet worden, weil die Ackerleute so halsstarrig gewesen sind, die alten Gebräuche zu befolgen, und nicht genug Wachsamkeit angewandt haben. So wahr ist es, daß eine lebhafte Emsigkeit fast die Seele des Feldbaues ist.

Da übrigens diese Furchen enge und sehr hoch, und die zwo leztern Tiefen derselben von

jeder Seite vor denjenigen, welche die Furchen trennen, fast gerade sind; so findet sich die Erde so abhängig, daß, wenn sie von dem Froste locker gemachet wird, sie fast von sich selber in die grossen Einschnitte oder Tiefen, welche die Furchen absondern, hinabfällt. Welches nicht geschehen kann, ohne daß das wenige Korn, welches sich in den zwoen leztern Einschnitten befindet, welche die Furche vollends ausmachen, so in eben demselben Abhange liegt, der Erde beraubet werde. Da es alsdenn der Nahrung beraubet ist, so treibt es sich gar nicht, oder sehr wenig, hervor. Kommen von einer andern Seite starke Regen: so ziehen diese Regen, da die Furchenhügel bauchigt, gäh und enge sind, alle Salze und Säfte der Dünger, welche auf die nach dieser Art bepflügten Aecker geworfen worden sind, in die tiefen Zwischenschnitte hinunter. Wenn alsdenn noch der Boden noch ein wenig abhängig ist, und die Furchenschnitte, wie sehr gewöhnlich ist, diesem Abhange folgen; so werden sie schnell in die etwas niederer liegenden Felder hinuntergerissen. Die Furchenschnitte sind eben so viel Wasserableitungen, welche bloß dazu dienen, den Boden zu entkräften, und ihn der Erde zu berauben,

indem sie ihm dasjenige nehmen, was er am meisten vonnöthen hat, um den Samen, den man ihm anvertrauet, zu ernähren.

Endlich wenn man den Samen mit dem Pfluge unter die Erde bringt, so ist man verbunden, um die erste Furche anzufangen, die zwo ersten Furchenschnitte, so viel als man kann, zu erhöhen, und eine gegen die andere zu stützen. Wenn man aber so verfährt, so wirft man den meisten Samen auf den Rücken der Furchen. Daher kömmt es, daß dieser Theil oft besser versehen ist, als er wohl sollte. Die andern Schnitte gehen sodenn immer abwärts, und diejenigen, welche zu unterst sind, haben oft nicht genug.

Dieß ist ein widriger Umstand, den man allezeit vermeiden wird, wenn man das Getreide bey der Ege aussäet, und die Erde vornämlich, durch gute gleiche Pflügungen sehr aufgerührt, und durch ihrer Natur gemäße Dünger locker gemacht wird. Man wird allezeit aus der Erfahrung sehen, daß beeterweise, die mehr oder weniger erhöht sind, bearbeitete Aecker, je nachdem das Erdreich trocken oder feucht, und die Saat bey der Ege angesäet ist, nicht nur

vor allen schädlichen Zufällen verwahret bleiben, sondern auch von keinen leeren Plätzen verunstaltet werden. Denn der Same wird alsdenn allenthalben verbreitet und besser geordnet, als wenn man sich der Armsåemaschinen, der Pflüge a Tremille, oder eines jeden andern Ackerinstrumentes bedienet hätte, welche Werkzeuge auch sonsten noch den Aufwand doppelt vermehren. Ich rechne hier nicht, daß, da meine Methode nichts besonders hat, die Pächter sich davor nicht scheuen, da sie sehen, daß man sich nach derselben bloß des Pfluges und der Ege bediene. Es ist also sehr leicht, alle Aecker des Königreiches, ohne Walze, und ohne Schollenbrecher, anzubauen. Die Ege kann die Würkungen, welche man ihnen zuschreibt, besser verrichten. Aber sie sind niemals nothwendig, wenn die Felder wohl beackert, und ihnen die Dünger, welche sich für ihre Natur schicken, gegeben werden. Wenn übrigens sich noch einige Erdklöße fänden, so würden, wenn das Erdreich ziemlich durchlockert ist, der Pflug und die Ege mehr als hinlänglich seyn, sie in Staub zu verwandeln.

Die freyen Erdstriche, von weissen Schollen, die schwammigten Boden von aller Gat-

tung, die starken, schwarzen, heissen und kurzen Aecker, welche man ohne Unterschied in dem Gatinesischen furchenweise stürzet, werden in der Picardie alle eben weg gepfläget. Ich habe auch noch nicht lange die Betrübniß gehabt, in allen Scheunen dieser leztern Provinz alle Garben mit Unkraut angefüllet, und schwarzes Stroh zu sehen, welches dumpfig und mustig roch. Und wie hätte es auch anders seyn können? In den Wintern 1763. und 1764. haben die Wasser, aus Mangel des Abflusses, gar zu lang auf diesen Feldern gestanden. Sie konnten in andern nicht filtriren, weil ihr Boden gar zu hart war, weil, um das Land anzublümen, man bloß den Pflug gebrauchet hatte, um den Samen unter die Erde zu bringen, welches dem Boden bloß eine halbe Ernte verschaffet hatte.

Man mag immerhin in diesen glatt bepflügten Ländern Einschnitte ziehen; ich habe dem Herrn Pannellier, Herrn von Annel, zwischen Compiegne und Noyon gelegen, welcher sein Landgut anbauen läßt, und wegen der Bemühungen, welche er sich giebt, dabey glücklich zu seyn, unter die Zahl der wahren

Lieb-

Liebhaber des Feldbaues gerechnet zu werden verdienet, zu erkennen gegeben, daß nach dem beträchtlichen Regen am letzten 13. October, vom Regen ausgewaschene Graben, und morastige Wasserpfützen, auf vielen seiner Aecker, welche angeblümet waren, anzutreffen seyen. Es ist mir gar nicht schwer gewesen, ihm begreiflich zu machen, daß die mit dem Pfluge gezogene Einschnitte von keinem Nutzen wären, weil die Wasser auf denen Aeckern blieben. Die sonst schwammigten Felder waren so gediegen, daß man darauf eben so trockenen Fußes gehen konnte, als wenn man durch einen sehr gepflasterten Weg paßiret wäre. In den schwammigten, kalten, feuchten, und schwarzen lockern Erdreichen, blieben die Wasser zwischen zwoen Erdlagen stehen, so daß, da man 4. Tage nach dem Regen des 14. Octobers darauf gehen wollte, man um einen guten halben Schuh hineinsank. Was die Felder von gleicher Gattung anbelanget, welche an abhängigen Gegenden sich befanden, und auf gleiche Art gepflüget waren; so haben die daselbst weder durch die Furchen, noch durch die Einschnitte der Ackerbeete, noch durch gewisse Wasserableitungen abfliessend gemachte, zurückgehaltenen Wasser, dieselbe von Erde

entblößet, ausgewaschene Graben gemachet, und die Dünger, wie einen Theil des Samens, in die unten liegenden Wiesen weggeschwimmt.

Ist es also nach diesem Unglücke wohl wunderns werth, die Felder mit Unkraute und bösen Kernern erfüllet, die Ernten verderbt, und folglich die mit dem schlimmen Geruche des Futterstrohes angesteckten Scheuren zu erblicken? Der Ackermann, welcher mehrentheils bloß seinem Schlendriane zu folgen versteht, schreibt die Ursache davon der schlimmen Witterung der Zeit zu. Aber der wahre Landbauliebhaber saget: Ich muß nicht mit Aufmerksamkeit genung gearbeitet haben; denn der Ackerbau ist ein Studium, und kein undurchdringliches Geheimniß. Also schloß Herr Pannellier; und ich beruhigte mich ohne Mühe mit demjenigen, was er mir sagte, weil ich bloß durch das Studium, die Beobachtungen, die wiederholten Erfahrungen, und die Uebung diese Kenntnisse, welche ihm so nützlich und so nothwendig scheinen, erlanget habe.

Aber wie soll man es machen, wird man mich vielleicht fragen, um zu verhindern, daß man

man nicht länger den alten Schlendrianen des Ackerbaues folge? Wie es machen? Ich habe es allererst gesagt: Man muß alle Ackerleute zur Erfahrung hinsenden. Sie wird sie 1) belehren, daß alle Gattungen der Erdreiche beeterweise beackert werden müssen. Der Pächter wird dabey wenigstens den fünften Theil des Bodens gewinnen. Denn wenn er ihn furchenweise ackerte, so würden die großen Einschnitte keinen Samen haben. Wenn er hingegen glatt und eben weg pflügete, so muß sein allenthalben gleiches und vereintes Erdreich nothwendig so bleiben, wie es natürlicher Weise ist. Die Sache verhält sich nicht so, bey meiner Art zu pflügen. Da ein jedes Beet bauchigt und erhöhet ist, verschaffet es eine beträchtliche Fruchtvermehrung. Denn durch das Ausmessen, welches ich lezthin von meinen Feldern veranstaltet, habe ich befunden, daß ich 8. bis 10. Morgen vom 100., welche ich mit Korne bepflanzen lasse, gewänne.

2) Der Pflug und die Ege allein sind hinlänglich, die Felder fruchtbar zu machen.

3) Man muß wenigstens vier gute gleich tief eindringende Pflügungen allen Boden zu

gehöriger Zeit geben, ehe man durch die Ege den Samen einscharret.

4) Diejenigen, welche brach liegen sollen, müssen zuerst gestürzet werden, und zwar so viel als möglich, im Winter; man muß allen Mist, dessen sie nöthig haben könnten, dahin fahren, und in dieser Jahreszeit unter die Erde scharren lassen. Es werden aus dieser Verrichtung verschiedene beträchtliche Vortheile entstehen. Gleich Anfangs, da der Boden offen ist, so wird er weit leichter die Salze und die Fette annehmen, welche die Einflüsse der Luft, die Nebel, die fette Zeit des Winters, und vornämlich der Schnee allezeit darauf fallen lassen, nach diesem Grundsatze: Nix, quae cadit, opimat terram. Der Schnee bringt noch andere Würkungen hervor. Mit dem Froste verbunden richtet er die bösen Kräuter zu Grunde, und tödtet die Insecten; der Pflug dringet sodenn leichter in die Erde. Denn nichts machet sie lockerer, als wenn man sie zu dieser Jahreszeit beackert und dünget. Was die zweyte Pflügung anbelanget, so ist sehr daran gelegen, sie vor der starken Sonnenhitze vorzunehmen, weil die brennenden Stralen dersel-

derselben die Salze und Säfte der Erde raubeten. Wer weiß nicht, daß sie sogar die Wasser, welche sich darauf befinden, austrocknen, und wegpompen. Bearbeitet also das Feld nicht in dieser heißen und strengen Jahreszeit, als bloß, wenn schlimme Kräuter, Pflanzen oder Wurzeln auf eurem Acker aufgegangen sind. Denn es würde gar zu gefährlich seyn, sie bis zu einer gewissen Größe aufwachsen zu lassen, weil sie dieses nicht, als auf Kosten der Salze und der Säfte, welche das Korn nähren sollen, thun können; und weil auch, wenn sie stehen blieben, bis sie Samenkörner trügen, sie das Land ganz mit Unkraut erfüllen würden. Wenn man nichts desto weniger genöthiget wird, zu dieser Jahreszeit zu pflügen, so muß man, so viel möglich ist, sich die wolkigten und düstern Witterungen zu Nutze machen. Die schöne Zeit, die brennende Hitze, und die Sonne, welche ihnen folget, werden die bösen Kräuter austrocknen und zu Grunde richten, wenn sie der Pflug vorher aus der Erde gerissen und umgestürzet hat.

Die dritte Pflügung, welche bey den zum Weizen gewidmeten Aeckern angestellet werden

muß, muß zu Ende des Augustmonates, oder zu Anfange des Septembers vorgenommen werden. Denn diejenigen, welche mit Roggen bepflanzet werden sollen, müssen also zubereitet werden, daß die Aussaat den 15. oder den 20. Herbstmonat darauf geschehen kann. Man muß sie alsdenn das viertemal bepflügen, und zwar eben so tief, als vorhero. Je nach dem der Pflug die Erde stürzet, säet man den Samen aus, welchen man mit der Ege einscharret, nachdem man ihn vorhero gekalket hat, wie ich bey Anfange des vorhergehenden Capitels bemerket habe. Es ist gewiß, daß, wenn man meiner Methode folget, der Samen sich genauer allenthalben verbreiten, und den Acker also besetzen wird, daß man darauf keine leere Stelle entdecken kann. Welches sich nicht allemal bey den sogenannten Armsäemaschinen, dem Pfluge a Tremille, oder bey einem jeden andern Ackerwerkzeuge, welches man etwa einführen wollte, also befindet. Dabey aber wohl bemerket werden muß, daß derjenige, welcher säen wird, aufmerksam in Acht nehme, die Menge des Samens so einzurichten, wie sich dieses für jede Natur des Bodens schicket. Je besser nämlich, je stärker, freyer oder loser rc. ein Boden

den ist, desto mehr Samen muß er haben. Je leichter, mittelmäßiger, oder schlimmer sodenn ein Erdreich ist, desto weniger muß man ihm desselben geben.

Bey diesem Artickel, wie bey vielen andern, werde ich mich mit einem jeẓt lebenden Schriftsteller im Widerspruche befinden, welcher allererst dem Ackermanne ankündigte, daß, je besser und schwerer ein Boden sey, desto weniger Samen er vonnöthen habe: je leichter, mittelmäßiger oder unartiger er wäre, desto mehr fordere er von demselben. Kann man, bey so vielen Jahren der Ackerbauerfahrungen, welche zu haben man vorgiebt, so falsche Grundsäẓe von dem Anbauen der Aecker lehren? Es ist desto vortheilhafter, sich an meine Maaßregeln zu halten, da sie auf einer wiederholten Erfahrung von mehr, als zwanzig Jahren, gegründet sind, und niemals ausserordentliche Kosten verursachen werden.

Denn daß ich es noch einmal sage, allein mit dem Pfluge und mit der Ege werde ich mir allemal eine schönere und reichere Ernte verschaffen, als diejenigen, welche viele Kosten

aufwenden, um sich mit allen den Werkzeugen des Feldbaues zu versehen, welche man täglich, unter dem scheinbaren Vorwande, dadurch vieles zur Vollkommenheit des Ackerbaues beyzutragen, erfindet. Ich habe unterdessen bey allem diesem Aecker von allen Gattungen. In einigen findet man Sand, Kreide, Mergel. In andern Kieselsteine, ein wenig Thon und Leimen. Diese sind warm, kurz, klebricht. Jene sind stark, schwammigt, gut, kalt und feucht. Ich habe lockere, schwarze, freye, und selbst einige Jucharte von weisser Erde. Alle diese Gattungen von Boden, wenn ich ihnen 4. Pflügungen von gleicher Tiefe geben lasse, je nachdem es ihre verschiedne Beschaffenheit erfordert, und zwar in etwas erhabnen und abhängigen Ackerbeeten, je nachdem das Erdreich mehr oder weniger feucht ist, behalten niemals das Regenwasser. Es war auch keines weder 1763. noch 1764. darauf anzutreffen, wie feucht auch immer die Winter dieser zwey Jahre gewesen sind. Es ist wahr, daß ich bey denjenigen, welche die nässesten waren, die Wasser durch Ableitungen in Gräben habe führen lassen, wo sie nicht schaden konnten. Dieses machet, daß nicht ein Stengelchen von Unkraut

in meinen Garben der Ernte des leztern Jahres sich befindet. Was auch für ein Frost gekommen wäre, hätte er doch niemals mein Getreide beschädiget. Die Sache hätte sich nicht also auf den Feldern meiner Nachbarn verhalten, welche mehrentheils eine ziemliche Zeit in dem Wasser gestanden haben, obwohl das Erdreich davon lange nicht so niedrig lag, als meine Aecker; der Frost hätte gewiß die meisten Wurzeln der Pflanzen zerschnitten.

Wenn die Aecker, welche ich in der Picardie gesehen habe, beetweise gepflüget, und der gekalkte Same mit der Ege unter die Erde gebracht worden wäre, wie ich oben gesaget habe; und wenn die feuchtesten Länder durch Wasserableitungen, wie diejenigen, die abhängig lagen, durchschnitten worden wären: so würde der große Regen vom leztern 13. October darauf keine Verwüstung angerichtet haben, entweder dadurch, daß er die Erde zu stark aneinander schlug, oder auf der Oberfläche schwamm, oder zwischen zwoen Erdlagen stehen blieb, oder endlich die abhängigen Felder durch Wegspülung der Erde und des Düngers verschlimmerte. Diese leztern müssen jederzeit über-

zwerch, und niemals dem Abhange nach, gepflüget werden; damit die Wasser, welche fallen, in die tiefen Einschnitte eines jeden Ackerbeetes fliessen, und von dar in die Wasserableitungen sich ergießen können, welche man nach Maaßgabe der Nothwendigkeit vervielfältiget, welche dasjenige Erdreich erfordert, welches angeblümet werden soll. Man leitet sie alsdenn immer gegen den Ort, wo man will, daß sie das Wasser hinleiten sollen, ohne einigen Schaden zu verursachen. Ich habe dieser Methode allezeit mit glücklichem Fortgange gefolget, wie ich dieses zu erkennen geben will, wenn ich von den Wasserlöchern reden werde.

Man hat bemerken müssen, daß ich durch meine Art, das Land zu bauen, die Erde zu düngen, und den Samen zu kalken, mein Getreide vor den Verwüstungen des Eises, der bösen Kräuter und Kerner bewahre. Ich thue noch mehr. Ich setze es auch in Sicherheit vor der größten Dürre, und den ungestümmen Winden. Da in der That mein Korn auf keine Art den Winter durch, er mag so strenge seyn, als er will, Schaden leidet, so muß es im Frühlinge nothwendig schön und stark seyn.

Ich

Ich werde auch zuweilen genöthiget, zum Theile die zarten Blätterchen der Pflanzen wegzunehmen, oder sie durch das Vieh abfretzen zu lassen. Korn von dieser Art, ja selbst weniger starkes Korn kann durch keine Dürre beschädiget werden. Denn da die Erde davon vollkommen bedecket ist, so behält sie desto leichter ihre Feuchtigkeit, indem dieselbe noch alle Tage, vermittelst der Dünste, welche aus ihrem Schoße steigen, oder des regelmäßig fallenden Morgen- und Abendthaues, erneuert wird. Dieß ist eine Würkung, welche ein Acker nicht empfindet, welcher durch dasjenige, welches er den Winter durch hervorgebracht hat, nicht wohl bedecket wird.

Meine Felder geniessen noch anderer Vortheile. Es weiß jedermann, was für ein Schade es für einen Pachter ist, wenn sein Korn liegt. Wenn die Regen nur ein wenig fortdauren, so fäult oder keimet es. Daher kömmt es, daß das Stroh davon schwarz und verdorben wird, und öfters einen so schlimmen Geruch hat, daß es bloß zu einer Streue dienen kann. Ueber das reift alsdenn der Kern sehr schwerlich; er kömmt sogar oft nicht zu diesem Grade; und man erntet weit weniger ein, als von Halmen,

welche

welche immer aufrecht stehen. Um sich vor diesem schädlichen Zufalle zu verwahren, muß der Ackermann durch die Natur des Bodens verstehen, was für einen Dünger er auf ihn werfen müsse, um dem Stroh Sårke und Nerven zu geben. Die Mergel, der Schafmist, oder vielmehr Pfirchdünger, die verschiednen frischen Erden, und die Art, nach welcher ich mein Samenkorn kalken lasse, haben mich, glücklicher Weise, bis auf diese Zeit, sowol zu Ville-Parisis, als zu Belle-Fontaine, verhindert, darniederliegendes Korn zu haben, ob es wohl immer größer und kernreicher, als das Getreide meiner Nachbarn, war. Es ist wahr, die Stürme und die Ungewitter der zwey leztern Jahren haben vieles davon gebogen: aber von dem andern Tage an hat es sich selber wieder erhoben, und ist so steif geblieben, als wenn es keinen Stoß erlitten hätte. Dasjenige, welches vollends beweiset, daß der Dünger Ursache gewesen sey, es in seinen erstern Stand wieder zu stellen, ist dieses, weil das Korn, welches bloß Viehmist von den Höfen gehabt hatte, auf der Erde liegen geblieben. Die Ernten also, deren Aecker und Saatkorn so, wie ich lehre, zubereitet werden, sind also vor allen Strengig-

keiten

keiten der verschiednen Jahreszeiten gesichert. Der Regen, der Frost, die Dürre, und die heftigsten Winde schaden ihnen nichts.

Lasset uns jetzo sehen, welches die Beypflügungen seyen, und wie man sie geben müsse, um die Aecker einzurichten, den Haber, die Märzsaat, und das andere geringe Getreide, mit einem Worte, die Sommerfrüchte zu tragen. Sehet, was ich dießfalls allezeit gethan habe, und was mir bis hieher die reicheste Ernte davon gebracht hat. Ich lasse die Aecker, welche mit Sommerfrüchten sollen angeblümet werden, pflügen, noch im Herbste, so bald die Wintersaat der andern Zellge vorbey ist, daß sie eine Stürzung noch vor dem Winter, oder aufs späteste bey Anfange desselben mögen erhalten haben. Wenn das Wetter günstig ist, so lasse ich dem Sommerfelde die zweyte Pflügung den 10. oder den 15. Hornung geben. Man wirft alsdenn gleich den Samen in den Boden, um die Vortheile des Sprüchwortes zu geniessen, welches sagt, daß **der Hornungshaber die Scheure fülle.** Ich habe in der That seit 1742. allezeit durch die Erfahrung gefunden, daß ich niemals kernreichern und bessern

Haber, welcher dabey mehr gutes Futterstroh geliefert hätte, bekommen habe, als denjenigen, welcher in diesem Monate gesäet worden. Und wenn mir auch begegnet ist, öfters verschiedne gefrohrne Haberjucharte zu haben, so bin ich doch dießfalls sehr gut schadlos gehalten worden. Denn die dritte Pflügung, welche ich alsdenn dem Felde habe geben lassen, mit dem kleinen Dünger, welchen die gefrornen Haberkerner der Erde verschaffet haben, vereiniget, hat derselben so wohl gethan, daß mir diese Jucharte allezeit 12. bis 15. Scheffel mehr eingetragen haben, als diejenigen, deren Saat durch den Frost keinen Schaden gelitten hatte. Vermittelst also einer Pflügung, die 4. Livres kostet, und dreyer Bichets Haber, welche ich habe hinzufügen lassen, und die auf 3. Livres schätze, habe ich den Ertrag von 12 bis 15. Livres erhalten. Es ist also richtig dargethan, daß ich nichts verlohren habe, als ich meine Haberländer auf das neue ansäen lassen.

Ich begränze unterdessen meine Bemühungen bey demjenigen nicht, was ich allererst beschrieben habe. So bald meine Habern vier bis fünf Zolle hoch sind, so lasse ich sie alle, bey

etwas

etwas trockenem Wetter, mit zween oder drey Zähnen egen, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens es erfordert, oder gar zu viel Pflanzen da sind. Diese Verrichtung nimmt das Ueberflüßige davon weg, reißt das Unkraut aus, gibt dem Boden Eine Gestalt, macht ihn locker, und verschaffet ihm eine Art einer zweyten Beackerung, so daß, wenn Regen einfällt, die Pflanze sich erhebt, gleichsam sicher sitzt, und schönere Blätterchen treibt. Ich lasse diese Verrichtung auch zuweilen, bey trockenem Wetter, im Frühlinge meinem Korne geben, welches zuletzt gesäet worden; weil die Rauhigkeiten des Winters es sich zu befestigen verhindert haben. Ausser den Vortheilen, wovon ich eben die Schilderung machete, bewerfe ich hierdurch den Fuß der Pflanzen mit Erde, so daß man sie zusehend sich treiben sieht; und oft werden diese Pflanzen so schön, als diejenigen, welche zuerst gesäet worden. Selbst gemeiniglich, wenn sie nicht stark genung sind, lasse ich im Aprilmonate die umgekehrte Ege darüber fahren, welches man in der französischen Landbausprache faire poudrer les bleds, das Korn gleichsam bestreuen lassen, zu nennen pfleget. Auf diese Art zerreibet man die kleinen Schollen, welche

der Winter gemachet hat; welches alles den Fuß und die Wurzel der Pflanzen wiederbekleidet.

Man suche also keine neue Ackerwerkzeuge, um diesen Feldern, im Frühlinge, neue Pflügungen damit zu geben, weil man weit glücklicher mit dem Pfluge und der Ege allein alle Feldbaugeschäfte verrichten kann. In der That, da ich mich bloß der letztern 1764. bediente, habe ich alle meine Sommerfrüchte gerettet, da unterdessen die große Dürre einen guten Theil der Ernte anderer Ackermänner fast zu Grunde gerichtet hat, So lange die Regen etwas inne hielten, habe ich meinen Haber zweymal egen lassen, um den Boden los und lucker zu machen, und den Pflanzen freyes Spiel zu lassen, welche ohne diese Vorsicht fast alle verdorben wären, so verhärtet und gleichsam verküttet war die Erde. Die Regen sind nach diesen zwey Bearbeitungen gefallen, und mein Haber hat sich mit solcher Geschwindigkeit getrieben, und ist, selbst in den schlechtesten Feldern, so stark geworden, daß die Landesleute und die Auswärtigen, welche zu mir gekommen sind, darüber sehr erstauneten.

Ich nehme noch andere Maaßregeln, um allen Nutzen von den Bemühungen, welche ich mir gegeben habe, zu ziehen. Anstatt meinen Haber mähen zu lassen, lasse ich ihn allen mit der Sichel abschneiden. Ich vermeide durch dieses Mittel den Verlust, welchen das Mähen mit der Sense verursachet, welcher größer ist, als man gemeiniglich glaubet. Ich weiß aus der Erfahrung, daß, wenn man den Haber mähen läßt, man wenigstens die Aussaat einbüße. Auf einer anderen Seite, da man ihn nicht umwenden kann, um ihn allenthalben auf gleiche Art in Büschel zu legen, so fällt ein ziemlich großer Theil mit dem Stroh, wenn man ihn durch die Schwinge reiniget, hinweg. Da er weiter stark an der Erde klebet, seit man ihn gemähet, bis zur Einsammelung, so keimt er zuweilen; und da inzwischen der Haber selber, welcher gefallen ist, und das Unkraut sich zu treiben anfängt, so verwickeln sie sich in den Blättern und Stengeln. Man ist folglich genöthiget, die Harke stark zu bewegen, um den Haber mit Gewalt loszureissen; welches man nicht thun kann, ohne daß wenigstens noch einmal eine Aussaat, und zwar immer die schönste und reifeste, wegfalle. Was mich anbelanget,

 habe

habe ich mich nicht nur, ohne daß es mich viel mehr kostet, allezeit vor allem diesem Verluste in Sicherheit gesetzet; sondern ich habe noch weiter meinem Haber eine Eigenschaft verschaffet, die der andern ihre so weit übertrift, daß ich allezeit das Bichet auf dem Markte zu Montereau drey oder vier Sols theurer als die andern verkaufe.

Dieses sind die Vortheile, welche man von meiner Methode, die Aecker zu pflügen, zu düngen, zu säen, den Samen zu kalken, und zu ernten, erhält. Wer sich darnach wird richten wollen, wird seine, selbst schlechteste Aecker, sowohl in Ansehung des Strohes, als der Menge und Eigenschaft des Korns und andern Getreides, als auch der Gesundheit der Menschen, und der häuslichen Thiere, sehr wohl nutzen können.

Viertes Kapitel.

Art und Weise, das Korn, ohne Schaden und Kosten, viele Jahre hindurch, gesund und gut zu erhalten.

Ohne mich aufzuhalten, die verschiednen Lehrgebäude zu bestreiten, welche man bis auf diese Zeit, in Ansehung der Nothwendigkeit vorgestellet hat, eine lange Zeit das Getreide gesund und gut zu erhalten, werde ich mich begnügen, ein sichers Mittel anzuzeigen, um hierinn glücklich zu verfahren. Ich lege es mit desto größerm Vertrauen vor, weil es keine Kosten fodert, und ich die Erfahrung davon mit gutem Fortgange gemachet habe.

Es ist sehr einfach. Hier ist es. Wenn das Korn gedroschen ist, läßt man es in seinem kurzen Stroh, das ist, in dem Windstroh, wie es französisch genennet wird. So bald man einiges gedroschen, legt man es zur Seite, entweder in einen Winkel der Scheure, oder an einen jeden andern etwas trockenen Ort. Wenn man nun in die Scheune Korngarben von der neuen Ernte gebracht, so viel man ihrer nöthig

hat, um drey Bette zu formiren, und sie wohl auf einander geleget hat; läßt man das Korn, welches man in seinem kurzen Stroh aufbehalten, darüber werfen, und zwar ungefehr zween oder drey Zolle hoch. Wenn dieses Geschäfte vorbey ist, machet man von neuem zwey Garbenbette, auf welche man eben die Quantität Korn in seinem kurzen Stroh verbreitet; und man fährt auf diese Art nach Maaßgab der Quantität fort, welche man davon aufbewahren will.

Dieses mit der neuen Ernte also vermengte Korn formiret sich dabey, schwitzet aufs neue, wird in dem Fruchthaufen, daß ich so rede, gleichsam wiedergebohren, und erlanget dadurch eine Beschaffenheit, welche es nicht hatte. Es wird sich auch niemals an einer solchen Stelle verschlimmern, wenn nur die neue Ernte gesund und ziemlich trocken ist. Dieses ob schon fünf oder sechs Jahre aufbewahrte Korn kann zum Samen dienen, wie ich im Jahr 1746. die Erfahrung davon gemachet habe. Es ist überdieß viel sicherer an diesem Orte, als an einem andern verwahret. Denn es ist nicht möglich, daß die Ratzen, die Mäuse, und anderes

deres Gewürme in dieses Korn dringen, so sehr ist es in dem Haufen, entweder durch seine natürliche Schwere, oder durch das Gewicht der Garben, womit man es bedecket, zusammen gepresset. Die Luft selbst kann hier nicht durchdringen. Man gewinnt also nothwendig bey dieser Art, das Korn aufzubehalten, weil sie dasselbe gut machet; und ich kann das also verwahrte Getreide mit nichts besser, als mit einem alten Weine vergleichen, welcher desto vortreflicher ist, je mehr Jahre er liegt. Es wird auch gewiß dieses sechsjährige Korn besser seyn als das Korn der neuen Ernte, oder selbst dasjenige, welches zwey oder drey Jahre alt ist.

Wenn man das Korn vornämlich durch eine gewisse Handmühle schwingen läßt, deren man sich in der Picardie bedienet, kann man dasselbe ferner in der Scheure gesund und gut zwey oder drey Jahre aufbehalten, wenn nur die Einerntung davon ziemlich gesund und trocken gewesen ist. Man kann den Gebrauch dieses Werkzeuges nie genung anrühmen. Es thut auf einmal vier Arbeiten bloß durch die Hülfe eines zwölf- oder fünfzehenjährigen jungen Menschen. Es wirft ohngefehr 18. Zolle

das kleine Stroh hinter sich; der Staub und die schlimmen Körner fallen durch ein eisernes Gitter, auf welchem das Korn sich rein darstellet, und formiret; im untern Theile der Mühle sind die Kornspreuer (Bales oder Ottons); und das wohlgereinigte Korn fällt in den Vortertheil. Dieses ist, nach meiner Meinung, die nüzlichste und nothwendigste Maschine, welche man jemals zum Vortheile des Landbaues erfunden hat. Sie ist lange nicht so ermüdend, als das Sieb oder die Schwinge. Sie machet, daß man Arbeiten erspahret, und setzet das Korn durch eine einige Arbeit in denjenigen Zustand, worinn es seyn soll, man mag es zu einem Gebrauche widmen, zu welchem man will. Werden diese zwey Mittel, welche ich eben vorschlug, um ohne einige Kosten das Getreide viele Jahre lang aufzubewahren, nicht hinreichen, ohne andere, fast allezeit kostbare, zuweilen selbst wenig sichere, zu gebrauchen?

Man findet diese Schwingmühle zu Paris bey einem Tischler in der Straße des Prouvaires. Der mäßige Preis, welchen sie kostet, verschaffet allen Pächtern die Leichtigkeit, dieselbe zu kaufen. Derjenige, welcher

sie

sie verkauft, hat auch einige gemachet, welche sehr nützlich sind, den Haber zu schwingen. Wenn man davon Gebrauch machet, so bleiben weder Staub noch böse Körner zurücke, welche den Pferden so schädlich sind.

Fünftes Kapitel.

Mittel, die niedern und die hohen Wiesen zu verbessern.

Diese Mittel sind in Ansehung der hohen Wiesen sehr einfach, und in geringer Anzahl. Das vornehmste ist, sie nicht zu düngen. Diese Arten von Boden haben Salze und Säfte genung, um eines Düngers gar nicht nöthig zu haben. Wer weiß nicht, daß, wenn man sie beackert, um sie anzusäen, sie sieben oder acht auf einander folgende Ernten geben, ohne die geringsten Düngungen zu fodern? Ich habe dieses seit 1742. öfters erfahren. Dieß ist eine genugsame Probe, daß die hochliegenden Wiesen sich selber, zur Hervorbringung ihrer Pflanzen, genug und hinreichend sind. Gesetzt unterdessen, daß die Ernte in Ansehung des Mistes, welchen man darauf geworfen hätte, reich-

reichlicher wäre; so würde man doch keine grössere Vortheile davon erhalten, weil, da dieser Dünger dem Grase einen sehr schlimmen Geschmack gibt, welchen es zwey bis drey Jahre lang behält, die Thiere das Futter nicht anrühren wollen, und drey Viertheile davon mit den Füßen zertretten. Oder wenn sie auch davon essen, so werden viele davon krank, wenn der Dünger, welchen man gebrauchet hat, von schlimmer Natur ist, zum Exempel der Dung aus den Secreten, das Küchenkehrigt, und andre solche Dinge. Diese Dünger fretzen weg und zerstören zwar zuweilen das Moos, welches, indem es den Wachsthum der guten Kräuter hindert, zum Aufschusse der bösen verhilft. Aber es gibt ein sicherers Mittel, es ohne allen Schaden zu zerstören. Dieses besteht darinn, wenn man den Winter durch, vornämlich zu der Zeit, wenn solche Wiesen mit Schnee bedecket sind, eine Ege mit eisernen Zähnen darüber gehen läßt, bis alles Moos aus dem Boden gerissen ist. Durch diese Verrichtung werdet ihr es nicht nur ganz wegraufen, sondern es noch mit der Erde, welche die Maulwürfe auf den Boden geworfen haben, mit dem Schnee, und mit allem Kothe der Thiere vermengen,

welche

welche zuerst darauf werden geweidet haben. Diese Vermischung wird einen für die Natur eurer Wiesen sich weit besser schickenden Dünger zuwege bringen, und ihr werdet keine schlimme Folge davon zu befürchten haben.

Nach dem Froste, und wann das Gras anfangen wird hervorzuwachsen, werdet ihr verschiedne umgekehrte Egen über diesen Boden fahren lassen. Ihr werdet durch dieses Mittel alle Dünger locker machen, und den Fuß des Grases bekleiden. Es wird nicht allein deswegen stärker heranwachsen, sondern auch von einer bessern Beschaffenheit seyn. Ihr werdet hierdurch euren Wiesen dasjenige nützlich machen, was ihnen schädlich gewesen wäre, wenn ihr es in dem vorigen Zustande gelassen hättet. Wenn nichts desto weniger eure hohe Wiesen nothwendig einen andern Dünger erforderten, so könntet ihr ihnen keinen bessern, als den Pferddünger geben. Er wird alles Unkraut, die Wurzeln, das Moos, und alles dasjenige, was den guten Pflanzen schaden könnte, zerstören; und wenn er zu rechter Zeit angebracht wird, so wird er das gesundeste und häufigste Gras hervorbringen. Ein Vortheil, welchen alle Dünger

ger von den Misthaufen der Bauerhöfe, und die andere Düngungen nicht verschaffen können.

Man kann auf gleiche Art die niedern Wiesen und morastigen Plätze, welche gar zu feucht sind, bestellen. Sie liefern gemeiniglich nichts, als saures und brandigtes Gras, weil das Wasser darauf fäulend wird, und sich verschlimmert. Der Rost haftet gemeiniglich so stark daran, daß man ihn nicht von diesem Grase wegbringen kann, wenn man es welk und dürre werden läßt, um Heu davon zu machen. Die Pferde wollen auch die meiste Zeit nicht davon essen; und wenn die Kühe davon gefüttert werden, so verbrennt es dieselbe, oder machet sie mit der Zeit fäulend. Es geschieht selbst öfters, daß, je mehr sie davon fressen, desto mehr sie davon fressen wollen, weil diese Art der Nahrung wie ein Arzneymittel von ihnen begierig genommen wird. Da dieses Gras in dem Leibe nicht bleibt, so geben diese Thiere fast keine Milch, werden unvermerkt mager, und schwinden zusehends.

Um diesen traurigen Würkungen vorzukommen, so machet um und querr durch eure

niedren

niedren Wiesen und Moräste Gräben, welche groß genung sind, um das Wasser derselben zu erschöpfen. Die Erde, welche ihr davon bekommet, wird nicht allein auf die Wiesen selber geworfen und verbreitet, sondern auch auf die Länder, welche zu beackern sind, und nicht zuweit davon entfernet liegen, gebracht werden können. Sie wird ihnen größere Wohlthaten erweisen, und sie auf längere Zeit düngen, als alle Mistdünger, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen. Wenn diese Verrichtungen vorbey sind, wird man sie auf diese Art, welche ich gewiesen habe, als ich von den hohen Wiesen redete, egen können. Das Gras hat in denjenigen niedern Wiesen, da selbst ich diese Vorsicht gebrauchet habe, seine Natur geändert, und seit drey Jahren ist es reichlicher und besser. Die Wagen gehen daselbst, wie sonst überall, da sie vorhero in diese feuchten Striche nicht kommen konnten, daß die Räder nicht bis an die Nabe hineingesunken wären. Man war auch deswegen genöthiget, einen guten Theil des Heues und Grummets mit den Händen wegzutragen. Die Thiere gehen nun auch lieber auf diese Mäder, und finden darauf eine heilsamere Nahrung.

Man hat also gar nicht nöthig, künstliche Wiesen zu verfertigen, die überhaupt den Thieren so schädlich sind; sondern man muß sich bloß beschäftigen, diejenigen, welche schon da sind, fruchtbar zu machen. Ich will gerne eingestehen, daß der Urheber der Natur die Lüzerne, den Klee, und andere nicht unnütze erschaffen, u. s. w. Aber dieses muß nicht hindern, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, diese Arten von Futterkräutern in diese Länder zu säen, wo die Ausdünstungen der Erde nicht stark genung sind, um sie den Thieren schädlich zu machen, und sie bloß in solchen Boden anzubringen, wo sie gerne und gleichsam mit Vergnügen hervorsprossen. Ist jemanden unbekannt, daß die Lüzerne der Provence höher, als diejenige, geschätzet wird, welche in andern Erdstrichen wächst?

Uebrigens ist es sehr unnützlich, es mag in einer Gegend seyn, in welcher es will, Länder, die da geschickt sind, Korn, und gutes Futter zu tragen, in künstliche Wiesen zu verwandeln. Denn, wenn man die natürlichen Wiesen in einen guten Stand setzet, so sind sie mehr, als hinreichend, den Thie-

ren Nahrungsmittel zu verschaffen. Man kann auch über dieses in einer jeden Art von Ländern solche Pachtstücke, welche man nur belieben wird, bearbeiten und nützen, ohne eine künstliche Wiese nöthig zu haben.

Sechstes Kapitel.

Wie man, fast ohne allen Kosten, neue Länder aufreissen oder urbar machen könne.

Alles Aufreissen neuer Länder, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, muß bloß mit dem Pfluge, in den October = November = December = oder Jennermonaten geschehen. Wenn sie in dieser Jahreszeit umgestürzet werden, so fault der Rase den Winter durch; und der Boden, da er locker wird, wird geschickt und tauglich, den Samen wohl unter der Erde zu halten, welchen man in den Hornung = und Märzmonaten, je nachdem das Wetter in einem oder dem andern dieser zween Monate ist, darein werfen wird. Denn wenn es in dem erstern schön ist, muß man gar nicht anstehen, die neugebrochnen Länder

der anzusäen. Voll von Salzen und Säften, welche der Schnee, die Nebel, die Erddünste und die Einflüsse der Luft darein geleget haben, sind sie weit tauglicher zum Wachsthume der Pflanzen, als wenn man sie im Sommer bearbeitet hätte; weil alsdenn die Säfte und die Salze, welche sie in sich geschlossen hatten, durch die große Hitze der Sonne verdünstet, ausgetrocknet oder verbrannt worden wären.

Es ist durch diese traurigen Würkungen leicht zu ersehen, wie sehr die Methode derjenigen, welche lehren, daß man den Rasen verbrennen müsse, schädlich sey; und wie wesentlich es sey, zu verhindern, daß sie keinen Credit erhalte. Alles, was man also im Sommer thun kann, ist dieses, daß man die wilden Gründe, welche man neu brechen will, in den Stand setze, den Pflug am Ende des Herbstes, oder zu Anfange und während des Winters, gern annehmen zu können. Ich will sagen, daß man alle Wurzeln aus einem solchen Boden reissen, und alle andere Hindernisse wegschaffen müsse, welche den Pflug aufhalten könnten.

Diese Feldverrichtung wird entweder zum Nutzen desjenigen, welchen man dazu brauchet, vorgenommen, und alsdenn gibt man ihm keinen andern Lohn; oder der Eigenthümer zieht die Vortheile davon. Wenn man diese letztere Partey ergreift, so gewinnt man zuweilen, wenn man schon alsdenn den Feldarbeiter bezahlt, durch die Menge der Wurzeln und des Holzes, welches man davon bekömmt. Es ist wahr, es gibt wilde aufzureissende Erdstriche, wo der Aufwand viel höher zu stehen kömmt, weil man Felsen und große Steine antrifft, wovon man keinen Vortheil erhalten kann. Aber man wird durch die wiederholten Ernten, welche man von solchen Feldern zieht, sehr wohl schadlos gehalten.

Nach der ersten Ernte dieser frisch urbar gemachten Länder, welche allezeit ziemlich gut ist, lasse ich sie zu eben dieser Jahreszeit, wie das erstemal, bepflügen; weil noch ausser den Vortheilen, wovon ich schon geredet habe, der verfaulte Rase, wie auch die kleinen Wurzeln, welche in einem solchen Boden zurückgeblieben, einen Dünger machen, welcher in den mittelmäßigen Erdreichen, drey oder vier auf einan-

Bayerische Staatsbibliothek München

der folgende Ernten, in den guten Aeckern aber und schlimmen Wiesen, welche man neu aufreißt, sechs, sieben oder acht, nach des Bodens Beschaffenheit, zu verschaffen pfleget, ohne einige andere Besserung vonnöthen zu haben.

Die erste Saat, welche man in die frischgebrochenen Erdstücke werfen soll, ist die Habersaat. Sie ist es allein, welche am leichtesten in den Boden, welche man anzubauen anfängt, fortkömmt; ja diese Frucht wächst gleichsam mit Lust in der neugestürzten Erde. Denn um Korn darein zu säen, muß man warten, bis die Erde nicht mehrere Salze und Säfte habe, als nothwendig zu seinem Wachsthume sind. Sonsten, wenn die guten Erdreiche durch die kleinen oder Sommerfrüchte nicht abgenützet sind, so liegt das Korn darnieder, das Stroh verschlimmert sich, faulet vielleicht gar noch, und die Aehren sind schlecht mit Körnern versehen. Da ohnehin der Boden noch nicht sattsam gelockert ist, würde diese Pflanze, welche in solchen Neubrüchen gar nicht gerne sich befindet, bloß sehr schwerlich darinn heranwachsen.

Ich

Ich habe schlimme Wiesen umstürzen lassen: ich habe bereits davon fünf auf einander folgende Habererernten erhalten. Ich rechne noch zwo davon zu bekommen; und will nach der siebenden diesen Ländern drey Pflügungen, die erste gleich, die zweyte im September, die dritte im October, geben lassen, um sie sodenn mit Weizen zu besäen. Dieses werden also acht auf einander folgende Ernten seyn, welche ich davon erhalten werde, ohne einen Dünger darauf geworfen zu haben; und ich hoffe, das folgende Jahr, nach zwoen guten Winterpflügungen, noch eine reiche Habererernte zu bekommen, welche die neunte seyn wird.

Hier wird mir jemand ohne Zweifel sagen: Warum lasset ihr, während dieser sieben ersten Ernten, diesen neu aufgerissenen Ländern nur eine Pflügung, und diese allezeit im Winter geben? Es ist leicht, diejenigen zu Friede zu stellen, welche die Ursache hievon nicht einsehen. Es geschieht dieses, um der Salze und der Säfte eines solchen Landes zu schonen; weil in dieser Jahreszeit nichts ihnen schaden kann. Und dieses ist ferner eben der Bewegungsgrund, welcher mich antreibt, sie

 bloß

bloß nach und nach durchgraben zu lassen, weil, wenn ich in den zwey oder drey ersten Jahren bloß ein wenig frische Erde auf diesen Boden heraufhole, ich eine an Korn und Stroh reichere Ernte habe.

Diejenigen betriegen sich sehr gröblich, welche behaupten, daß man das Urbarmachen wilder Gründe auf eine andere Zeit verschieben, und warten müsse, bis die andern schon bebauten Felder bis zum höchsten Grade der Fruchtbarkeit gebracht worden seyen. Denn es ist nichts vortheilhafters, um die leztere Würkung glücklich zu bewerkstelligen, als wenn man wüsten Boden fruchtbar machet. Die reichlichen Fütterungen, welche man davon erhalten wird, werden sehr nützlich seyn, um die andern brachliegenden Aecker zu düngen. Ich unterstehe mich also zu behaupten, daß alles dahin angewandt werden müsse, daß man ohne Nachlaß daran arbeite. Die Regierung sieht seit einiger Zeit die Nothwendigkeit davon wohl ein, weil sie dem guten Willen derjenigen zu Hülfe kömmt, welche den Muth haben, dieses Feldgeschäfte zu unternehmen. Man urtheilet weiter sehr übel, wenn man saget, daß man die

Länder

Länder einen Schuh oder 9. Zolle tief stürzen müsse. Denn ausser dem, daß dieses selbst mit einem starken Zuge fast in allen Gattungen von Boden nicht angehen würde, möchten wohl diejenigen Aecker, auf denen diese Pflügungen sich noch thun liessen, nicht eine einige gute Ernte geben.

Das Aufreissen wilder Boden, welche zwischen angebauten Feldern liegen, ist noch nothwendiger. Denn diese verwilderten Gründe dienen allen Gattungen von Gewürme zum Aufenthalte, welche in gewissen Jahrgängen alle Ernten der Felder, welche an sie gränzen, auffressen. Dergleichen sind die Amster, die Mäuse, und die großen Würmer, welche die Maykäfer hervorbringen. Man findet sogar, wenn man sie stürzen läßt, Eidechsen- und Schlangennester darinnen. Das einige Mittel, alle diese Insecten zu zerstören und zu tödten, ist, wenn man diese Feldstriche urbar machet.

Sehet, wie ich es angefangen habe, die felsigten und steinigten wüsten Plätze umzureissen und anzubauen. Ich habe die nicht gar zu

großen Steine wegschaffen lassen. Die andern ließ ich einscharren, indem ich sie in große Löcher oder Gräben schmiß, welche ich dabey graben ließ. Sodenn ließ ich sie mit Erde bedecken, wie diejenigen, welche sich bloß auf der Oberfläche des Bodens befanden; damit ich allenthalben ackern könnte, ohne daß der Pflug aufgehalten oder zerbrochen würde. Ich habe einen doppelten Vortheil von dieser Verrichtung gezogen. 1) Habe ich mein ganzes Land pflug- und ackermäßig gemachet. 2) Indem ich es graben ließ, habe ich sehr guten Mergel gefunden, welchen man leichtlich erhalten konnte, weil er nur einen Schuh tief in der Erde lag. Ich habe einigen davon auf eben den Boden, worinn ich ihn gefunden habe, und der dessen nöthig hatte, wie auf andere nahe daranstossende Aecker, werfen lassen; und diese Felder haben mir schönere und reichere Ernten geliefert, als diejenigen, worauf ich bloß Viehdünger aus den Misthaufen hatte werfen lassen. Was diejenigen anbelanget, wo die Steine fast nicht größer, und nicht einmal so groß, als kleine Stücksteine, welche die Mauren ausfüllen, waren, habe ich mich entschlossen, sie auf Wege fahren zu lassen; indem ich zugleich auf eben

diese Boden Mergel, Wasen und frische Erde zurückbringen ließ. Ich bin dadurch keiner Gefahr mehr ausgesetzt gewesen, meine Pflüge zerbrochen zu sehen. Meine Pferde und Karrenfuhrleute leiden dadurch nicht mehr. Diese Steine haben die Pflanze des Kornes nicht weiter ersticket oder verbrannt, wie sie würden gethan haben, wenn sie durch die Hitze der Sonne erhitzet worden wären.

Man verfährt auf eine andere Weise, um die unangebaueten Länder, welche an Gehölzen liegen, urbar zu machen. Es ist sowohl für dieselbe, als die Gehölze auf gleiche Art vortheilhaft, daß sie durch gute tiefe Graben, so viel möglich ist, von einander geschieden werden. Gleich anfangs kann die Erde, oder der Mergel, welche man daraus erhält, zu einem Dünger dienen, wenn man sie über den Ackerboden hinwerfen läßt. Da weiter die Wurzeln des Holzes und die Sträuche sich in dieses Land nicht mehr erstrecken und hinreichen können; so erschöpfen sie nicht mehr seine Salze und Säfte. Der Schatten des Gehölzes ist mehr entfernet, und kann der Ernte nicht mehr schaden. Man hindert ferner durch diese Vorsicht, daß

das Gewürme und andere Thierchen das Getreide nicht fressen. Und wenn man sich nicht ganz vor den Kaninchen in Sicherheit setzet, so ist doch sehr gewiß, daß man doch die Verwüstung, welche sie in einen solchen Boden anrichten würden, sehr verringere. Da auf der andern Seite das Holz mehr Luft hat, so profitirt es davon weit besser; und die Thiere können sich nicht mehr hineinschleichen, um es zu beschädigen.

Diese Arten von Gräben sind auch längst der Wege und Strassen sehr nützlich, vornämlich, wenn sie durch die Thiere, welche man auf die Märkte führet, betretten werden. Ich habe die Erfahrung davon auf dem Landgute Belle-Fontaine gemachet. Ausser daß ich diese Straßen gangbarer und fahrbarer gemachet, habe ich noch das Getreide vor den Verwüstungen des Viehes, welches man auf den Markt zu Flagi bringt, verwahret. Ich habe hierdurch verhindert, daß die Ernte durch das in Regenstürmen von den Bergen und Erdhügeln, wovon meine Felder umgeben sind, herunter stürzende Wasser nicht umgestürzet wurde. Ich habe die Quellen

abge-

abgeleitet, welche einen Theil davon unter Wasser setzten; und indem ich den Wegen ihre nothwendige Breite verschaffete, habe ich viele Jucharte Ackerlandes gewonnen, welche vorher beständig unangebauet da lagen, und nichts trugen.

Es erhebt sich also mit Unrecht ein itzt lebender Schriftsteller, ohne allen Unterschied, gegen alle Graben. Denn wenn sie bey einigen Umständen unnütze seyn können, so sind sie bey vielen andern sehr vortheilhaft. Ich sage hier nichts von den Ländern, welche man wegen der Wasserpfützen, welche sie überschwimmen, nicht anbauen kann. Ich behalte mir vor, davon zu reden, wenn ich gleich itzo diese Materie in dem folgenden Kapitel behandeln werde.

Siebentes Kapitel.

Von den Quellen und Wasserpfitzen.

Es scheinet sehr unnütze zu seyn, sich bemühen, um zu erkennen zu geben, wie wesentlich es sey, die Quellen und Wasserlöcher, oder Pfitzen zu verderben und wegzuschaffen, welche sich in Ländern, die da tauglich sind, urbar gemacht zu werden, befinden. Wer weiß nicht, daß das Getreide, welches auf Feldern ist, wo das Wasser den Winter durch zu lange steht, der Fäulung ausgesetzet sey, oder, wenn starke Froste kommen, an der Wurzel zerschnitten werde. Die Erde trägt, nach diesen widrigen Zufällen, nichts als Unkraut, oder Pflanzen, welche die meiste Zeit, das wenige Korn, oder andere Früchte, welche man eingesammelt hat, in den Scheuren verderben und verschlimmern. Es ist also von der äussersten Wichtigkeit, nichts zu verabsäumen, um das Wasser auf allen Feldern, welche gewidmet sind, um bepflüget zu werden, zu verstopfen, und zu vertreiben. Ich habe schon in etwas zu erkennen gegeben, daß es keine Art des Erdreiches gebe, bey welcher nicht diese

Würkung angebracht werden könnte. Man wird dabey allezeit glücklich verfahren, wenn man diese Länder in mehr oder weniger bauchigten Gartenbeeten, wie ich weiter oben gesaget habe, pflüget, und dieses viermal gleich tief verrichtet. Wenn man alsdenn den ausgestreuten Samen hinuntereget, nachdem man vorhero die gehörigen Dünger auf den Boden geworfen, und ihn dadurch recht mürbe gemacht hat; so wird das Wasser allezeit leicht dadurch sich filtriren; vornämlich wenn man Sorge trägt, wenn dasselbe gar zu häufig ist, Sangsues oder gewisse Wasserzüge oder Ableitungen, welche die Beete durchschneiden, zu machen.

Die Wasserpfitzen werden bloß verursachet, weil der untere Boden sehr schwer, leimicht, oder thonigt ist. Das Wasser kann also nicht durch denselben dringen, und bleibt auf der Oberfläche, oder zwischen zwo obern Erdlagen stehen. Man wird ihm gewiß den Lauf oder Abfluß erleichtern, wenn man anfängt auf diese Arten von Boden zwey oder drey Karren Mergel mehr, als auf die andern Aecker zuführen. Alsdenn muß man Rasen, oder fri-

sche

sche Erde, von etwas sandigten Stellen, und verschiednen vermischten Viehdünger aus den Mistgruben darauf werfen. Diese drey Dünger, samt den vier Pflügungen, welche ich diesen Ländern habe geben lassen, haben sie so leicht und locker gemachet, daß zwey Pferde nicht mehr ermüden, darauf den Pflug zu ziehen, als wenn sie auf freyen und losen Aeckern wären, da doch vorhero kaum drey hinlänglich waren. Wenn der Pflug diese Erde stürzete, nahm er Stücke von 50. bis 60. Pfunde schwer mit sich, und füllte sich davon so an, daß der Pflüger beständig genöthiget wurde, ihn zu scheuren. Obschon der Winter Anno 1764. sehr feucht gewesen, ist doch nicht ein einiger Tropfe Wasser darauf stehen geblieben.

Ich habe hier zu demjenigen nichts hinzuzusetzen, was ich anderswo von den Quellen gesagt habe, welche ich vermittelst der Graben ableitete, welche ich habe graben, und sowohl durch Sangsues, oder kleine Graben, entweder in meinen Küchengarten, oder an andere Oerter führen lassen. Ich werde mich also begnügen, die Mittel anzuzeigen, deren ich mich bedienet habe, um in der Erde selber die ver-

schied-

schiednen Quellen zu zerstören, welche einige Theile derselben überschwimmeten. Ich habe mich zuerst bemühet, zu entdecken, woher diese Arten von Quellen entstünden. Nachdem ich die Stelle gewiß erkundiget, wo sie ihren Anfang nahmen, habe ich etwas breite Wasserrinnen (Sangsues) bis zu dem Acker, worauf lockere, und durch die Maulwürfe bewegte Erde war, machen lassen. Als ich sah, daß sich das Wasser darinn verlohr, so wie es da anlangete, habe ich auf dieses Feldstücke ein kleines Wasserloch machen lassen. Ich habe es bis auf einen Schuh unter dem Boden mit Steinen, welche man in dem Acker selbst zusammengeraffet hatte, anfüllen lassen. Ich habe auch in die etwas breite Rinne (Sangsue) welche das Wasser von der Quelle an dahin leitete, dergleichen geleget. Ich habe sodenn das Wasserloch und die Rinne mit Erde bedecket. Ich habe seit 1760. nicht aufgehöret, über alle diese Stellen den Pflug ziehen zu lassen; und niemals hat sich seit dem auf der Erde ein einiger Wassertropfe gezeiget.

Wenn die Quellen nahe an Oertern liegen, wo das Wasser nothwendig seyn kann, alsdenn

wird

wird eine solche versinkende Wassergrube unnütze. Man begnüget sich, einen kleinen Graben von der Quelle bis an den Ort, wo man es will abfliessen lassen, zu verfertigen. Man erfüllet den Graben mit Steinen, welche man sodenn mit Erde zudecket, über welche man den Pflug gehen läßt.

Vermittelst dieser Maaßregeln habe ich kein durch die Quellen und Lachen verursachtes unangebautes Stück Landes mehr; und ich lasse beeterweise allenthalben, wo dergleichen waren, das Erdreich, wie bey den allezeit gebauten und beackerten Feldern, pflügen.

Was die Länder anbelanget, welche wild und ungepflüget da lagen, weil ihr Boden brennend, mit gar zu vieler Kreide, Mergel, Sande oder Kieseln angefüllet war; habe ich nichts anders, um sie zur Bepflanzung dienlich zu machen, als gute schwammigte, und andere kalte, feuchte Erdarten und Rasen gebrauchet, welche ich von Aeckern habe nehmen lassen, worauf sich zuweilen drey, vier und selbst fünf Schuhe tief dergleichen Erde befand. Ich habe auch Erde von den Wegen und Strassen

darzu

darzu gebrauchet. Ich habe weiter gute schwarze Erde und Koth von gereinigten Graben darauf bringen lassen; da ich allemal diese Fuhren bloß auf die zunächst anstossenden Felder veranstaltete. Ich habe die Wasserlachen, welche daselbst waren, vertrieben, indem ich Rasen und verschiednen Mist darauf schüttete. Und nachdem ich sie in etwas abhängigen Gartenbeeten beackern ließ, habe ich etliche Wasserleitungen dabey angebracht. Diese Arten von Boden sind den Wasserpfitzen nicht leicht zu anderer Zeit, als im Winter, unterworfen. Aber man wird sie durch die Bemühungen und Mittel, welche ich allererst angezeiget habe, allezeit erschöpfen.

Das achte Kapitel.

Von den Küchengärten.

Man bildet sich gemeiniglich ein, daß man, um die Küchengärten fruchtbar zu machen, ihnen viel Wasser geben, und eine große Menge Mistdünger verschaffen müsse. Dieses ist ein Irrthum. Denn die Gartenboden sind beynahe den Erdarten der zum Anbau taug-

tauglichen Aecker gleich, das ist, gut, mittelmäßig, oder schlimm. Diese eingebildete Art einer genugsamen Düngung wird auch oft durch die Schwierigkeit verursachet, worinn man sich öfters befindet, nicht diejenige Erdgattung, welche man zu Anlegung eines Küchengartens wünschte, erwählen zu können; weil man genöthiget ist, diejenige zu nehmen, welche die bequemste ist, und dem Schlosse oder dem Hause, welches man bewohnen will, am nächsten liegt; wie dieses bey dem Schlosse zu Belle-Fontaine in acht genommen worden. Der Garten dieses Landgutes besteht nicht wohl mehr als aus zween Morgen Landes. Da ich 1759. Besitz davon genommen hatte, war mehr als der halbe Theil des Boden leimigt und voll Thones. Dieser Theil war auch damals wüste, und nie angebauet worden. Ich habe ihn eben so, wie die von gleicher Natur befindlichen pflügbaren Felder bestellet, den Mergel ausgenommen, welchen ich unter den Dünger, den ich darauf geworfen, nicht gemenget habe. Ich habe mich begnüget, während des Frostes, oder zu andern Zeiten, da man keine andere Feldarbeiten verrichten konnte, guten, ein wenig sandigten Rasen, frische schwarze Erde, welche unter den

Misthaufen der Höfe lag, schwammigte, kalte und feuchte Erde, mit wohl verfaultem Miste, darauf fahren zu lassen.

Vermittelst dieser verschiednen Dünger hat sich der Boden des Garten so locker befunden, daß die Zuckererbsen, die Bohnen, und alle andere Hülsenfrüchte im Ueberflusse aufgewachsen, daselbst sehr viele Kerne, und einen bessern Geschmack erhalten haben, als alle diejenigen, welche vorhero in dem bepflanzten Gartenstücke, bloß durch das Treiben des Mistdüngers und des Wassers, gekommen und aufgeschossen waren. Man würde ohne die Erfahrung schwerlich begreifen, wie sehr diese verschiednen Düngungen die Erde verhindern, trocken und dürre zu werden, welches, daß es nicht geschehe, eine sehr nothwendige Sache ist, insonderheit an den Oertern, wo das Wasser im Sommer rar ist. Wie viel Gärten kenne ich, deren Boden mit grobem Sande, Kieseln, und gewöhnlichem Sande angefüllet ist! Die Besitzer derselben machen einen beträchtlichen Aufwand, um Wasser und Mistdünger von aller Gattung darauf zu leiten und zu bringen. Die Arbeiter werden ausschweifend vermehret, um alle Beete

zu wässern. Aber was entsteht aus diesen zu häufigen Wässerungen? Fast ein allgemeiner Verlust dieser Dünger. Denn da das Wasser querr durch diese Boden, wie in einer sandigten Fontaine, zuweilen selbst mit größerer Schnelligkeit, rinnt; so reißt es alle Salze und alle Säfte auf den Grund mit hinunter. Es wird alsdenn für den Eigenthümer alles unfruchtbar und vergeblich, sowohl das unermeßliche Geld, welches er aufgewandt, als die Arbeiten und viele Bemühungen des Gärtners. Da er, anstatt dessen, Unkosten und Mühe sich ersparet hätte, wenn er in seinen Garten neue Erden, Rasen, und ein wenig für das Gartenland, welches er in einen fruchtbringenden Stand setzen wollte, schicklichen Dünger hätte führen lassen.

Ich thue eben dieses, mit beobachteter Maaßgabe, bey den Obstbäumen. Wenn ich einige an eine Mauer pflanzen will, lasse ich eine Grube machen, und die Erde wohl durchgraben. Ich fülle sie alsdenn mit eben dem Dünger an; worauf man die Bäume hineinsetzet. Die Pfersichbäume, welche ich auf diese Art habe pflanzen lassen, haben in zwey Jah-

ren

ren mehr zugenommen, als diejenigen, welche 6. Jahre vorhero in eben diesen Boden versetzet worden, aber ohne diese Vorsichten, welche ich eben angezeiget habe, zu gebrauchen.

Man wird eben diese Vortheile erhalten, wenn man auf gleiche Art die Äpfel- und Birn- und die andern Obstbäume in den ebnen Plätzen des Garten pflanzet. Das Obst wird davon besser und zahlreicher seyn, als wenn man bloß Mistdünger auf den Boden würfe, welcher öfters zu nichts anders dient, als das Erdreich zu verbrennen, welches man besäet oder bepflanzet, je nachdem zuweilen die Boden verschiedentlich beschaffen sind.

Man darf auch wohl in gute Gartengründe ein bischen Mergel, wie in starke, lose, weislichte, schwarze, mürbe, schwammigte, kalte und feuchte Boden werfen. Denn man würde vergeblich sagen, daß, da der Mergel, so zu reden, die Erde wider ihren Willen fruchtbar machet, er in wenig Jahren alle Salze und Säfte, welche sie in sich fasset, verzehre, oder sie austrockne, so daß man weiter keine Früchte von einem solchen Boden erhalten kann. Ich

habe die Erfahrung vom Gegentheile seit 1740. Ich habe Länder wohl zweymal mergeln lassen, welche mir beständig sehr gute Ernten eintragen. Und ich bin gewiß, daß sie niemals an Güte abnehmen werden, weil ich Sorge trage, ihre Salze und Säfte durch die verschiednen Mistdünger der Bauerhöfe, durch die verschiednen frischen Erdwürfe, welche ich schon angezeiget habe, oder durch einen jeden andern für ihre Natur sich wohl schickenden Dünger, zu unterhalten.

Uebrigens ist klar, daß diejenigen, welche solche Urtheile fällen, die ich bestreite, nicht wissen, daß es verschiedne Arten Mergel gebe. Die einen sind sehr fett, die andern sind es weniger; andere sind wieder so trocken, daß sie bloß die nothwendigen Salze haben, um die Fruchtbarkeit der Erde zu erregen oder zu erwecken. Diese letzteren mit verschiednen Mistdüngern und andern Düngungen, wovon ich geredet habe, vermenget, werden doch sehr gute Hülsenfrüchte, vortrefliches Obst, und edles Getreide hervorbringen helfen. Diese verschiednen Früchte werden selbst dauerhafter seyn, als diejenigen, welche man von andern Ländern

wird erhalten haben, die man nicht, wie ich es lehre, zubereitet haben wird. Woher kömmt dieses? Daher, weil sie von bessern Eigenschaften sind. Ich nehme aber von diesen Düngungen den Mist aus den Schafställen, den Taubenkoth, und den Pferdedünger aus, weil sie beynahe eben diese Würkungen, wie der Mergel, hervorbringen.

Es gibt noch eine andere Art, Mistdünger zu machen, welcher den Kraut- und Küchengärten, und den Weinbergen noch weit besser bekömmt, als alle Dünger der Mistgruben auf den Höfen. Der erstere wird niemals, wie diese letztern zuweilen thun, weder die Pflanzen noch die Früchte, verbrennen. Die Sache besteht hierinn. Man machet ein Bette von guter Erde, von vier oder fünf Zoll in der Dicke, lang und breit ungefehr zwo Klafter, mehr oder weniger. Man machet auf dasselbe ein Bette von verschiednen Mistdüngern, ohngefehr 3. oder 4. Zolle hoch. Man fährt auf diese Art fort, bis der Haufe vier oder fünf Schuhe hoch wird. Man begießt alsdenn diese Erde und diesen Mist mit Pfitzenwasser, oder mit anderm, welches aus Ställen, da es faulend wird, ge-

nommen worden, so lange, bis dieß alles nur eine Masse zusammen ausmachet, und man es mit dem Grabscheide gleichsam zerschneiden kann. Wenn dieser Dünger alsdenn in einen Küchengarten oder in Weinberge gebracht wird, wird er allezeit mehr Würkung, als alle Miste der Bauerhöfe thun, und seine Fettigkeit länger dauren. Ich habe auch gesehen, daß die Weingärtner, welche ihre Weinberge also gedünget, eine vollkommene Weinlese bekommen hatten; da unterdessen die andere, in deren Mitte ihre Güter lagen, wenns hoch kam, nur einen halben Jahrgang erhielten.

Neuntes Kapitel.

Von den Vorsichten, welche man gebrauchen muß, um das Getreide in den Scheuren in Sicherheit zu setzen.

Da ich bis itzo keine Gelegenheit gehabt habe, von demjenigen zu reden, was man thun muß, um das Getreide, welches man in den Städeln oder Scheunen bewahret, vor dem verschiednen Gewürme und kleinen Thieren in Sicherheit zu setzen, welche es jährlich daselbst

auffressen; so glaube ich, hier die Mittel anzeigen zu müssen, deren ich mich bedienet habe, um dießfalls glücklich zu seyn.

Sie sind sehr natürlich und leichte, wenn die Scheuren gründlich gebauet sind, und aus einer etwas härtern Materie bestehen, als diejenige ist, welche man gemeiniglich in der Picardie darzu nimmt. Was ist in der That die Ursache der Verwüstung, welche die Ratzen, die Mäuse und die Kornwürmer darinnen anrichten? Es sind in der That keine andere, die meiste Zeit, als die Nachläßigkeit des Pächters oder des Eigenthümers. Trettet in ihre Scheune, was sehet ihr darinn? Unendlich viele Löcher in der Tenne, in dem Raume zwischen zween Balken, und in den Mauren, welches eben so viele unzugängliche Festungen oder Schlupfwinkel sind, in welche alles dieses Gewürme sich verkriechet, um sich vor den Verfolgungen, welche ihm widerfahren könnten, in Sicherheit zu setzen. Als ich Belle-Fontaine gepachtet hatte, habe ich die Scheuren in diesem traurigen Zustande angetroffen. Die Ratzen und Mäuse hatten darinnen Arten von Erdlöchern, in welchem sie ihre Jungen zeugten,

ten, gemachet. Sie liefen trouppenweise daraus hervor, um die Ernte aufzufressen, und Vorrath in ihre Höhlen zu tragen. Ich habe endlich meinen Endzweck erreichet, sie zu zerstören; und folgendes war die Art, nach welcher ich es anfieng.

Ich habe von der Tenne, und von allen Zwischenräumen wenigstens einen Schuh Erde wegnehmen lassen, welche man auf die Brachländer geworfen hat. Man würde kaum glauben, wie viel wir Ratzen, Mäuse, und Kornwürmer durch diese Verrichtung hingerichtet und zerstöret haben. Eben diese Schuttkarren, welche diese Erde auf die Aecker führeten, brachten von denselben Steine und Kiesel zurücke, um die Hölungen, welche man in der Scheune gemachet hatte, auszufüllen. Nachdem man sie ganz eben auf den Boden geschmissen, und gleich geleget hatte, hat man Kalk mit Sande vermischet darauf geworfen. Diese Art von Kütte hat die Steine und Kiesel ganz genau mit einander verbunden. Man hat sodenn mit dieser Materie sehr sorgfältig alle Löcher der Mauren verstopfet.

Seit dieser Zeit häufe ich in einer solchen Scheune meine Garben wohl aufeinander, ohne den geringsten Verlust zu haben, da vorhero derselbige für den Pächter 1758. sehr beträchtlich gewesen ist. Denn es waren in den unterirdischen Löchern, welche das Gewürme formiret hatte, mehr als von 40. Bichets Korn, welche es gefressen hatte, Ueberbleibsel vorhanden; und wenigstens ein Karren voll Kornwürmer, welche ich habe verbrennen lassen. Alles Futterstroh der Scheune war durch den Gestank dieses Geschmeisses angestecket.

Um die Kornwürmer zu Ville-Parisis zu zerstören, habe ich die Mauren, die Zwischenräume der Balken, und die Tenne des Stadels mit lebendigem Kalke überziehen lassen; und ich habe meinen Endzweck erreichet. Wenn ihrer nicht eine gar zu große Menge vorhanden ist, so ist bloß die Frage, die Scheunen wohl zu reinigen; sodenn einige frische Korngarben von der bald vorzunehmenden Ernte abzuschneiden, und sie an die Mauren der Länge nach zu legen. Gleich den andern Tag werden sich alle Kornwürmer darauf versammeln. Man nimmt alsdenn ein Tuch, auf welches man jede Garbe

abschüttelt. Alle Kornwürmer fallen darauf. Man trägt das Tuch in den Hof, wo die Hüner dieses Gewürme begierig fressen. Man legt alsdenn diese Garben wieder in die Scheune, wie das erstemal. Ihr werdet diese Verrichtung kaum vier bis fünfmal gethan haben, so werden alle Kornwürmer zerstöret seyn.

Man glaubt gemeiniglich, daß dieses Insect dem Getreide mehr nütze als schade, wenn man es nämlich zu naß einsammelt und aufhäufet. Die Würmer, sagt man, sollen es verhindern, in den Haufen auszuschlagen, ja machen, daß das Korn leichter zu dreschen sey. Ich habe diese Erfahrung niemals gemachet, weil ich es zu keiner Zeit habe darauf ankommen lassen, Früchte zu ernten, welche in der Scheune keimen könnten; welches von sehr großer Folge ist. Denn es ist höchst richtig, daß keimendes und erhitztes Korn nothwendig der Gesundheit derjenigen, welche davon gebacknes Brod essen, schaden müsse, und daß das Stroh, welches mustig riecht, den Thieren, welche man davon füttert, Krankheiten verursache.

Um den Haber in den Scheuren wohl auf-

aufzuhäufen, muß man die Büschel auflösen, und die Halme auf eine gleiche Weise auf den Haufen legen. Man setzt den Haber durch diese Art, ihn zu legen, vor dem Gewürme, welches auf diese Art nicht durchdringen kann, in Sicherheit. Der Kern erlanget hierdurch eine Beschaffenheit, welche er nicht haben kann, wenn man ihn in Garben läßt; und es geht in einen einigen Raum so viel Haber, als zween anfüllen werde. Denn da die Habergarben nicht lang genung sind, um an die Wand, wie die Korngarben, so genau hinzureichen; so finden sich in allen Reihen leere Plätze, in welche sich die Ratten und die Mäuse, welche eine beträchtliche Verheerung daselbst anrichten, schleichen.

Aus allem bishero angeführten erhellet, daß man eine besondere Aufmerksamkeit anwenden müsse, um die Felder wohl zu bauen, ihre Natur zu kennen, die Düngungen, welche sich für sie schicken, und die Zeiten, um sie, wenn es sich gehöret, zu bearbeiten, wohl zu verstehen. Man wird von diesen Kenntnissen sehr große Vortheile erhalten. Die Pächter, welche mehrentheils auf den Landgütern, mit deren

Anbau sie sich abgeben, verderben, werden sich dabey ohne allen Zweifel bereichern. Durch die Hoffnung eines Gewinnstes, welcher ihnen nicht wird entgehen können, belebet, werden sie die Feldarbeiten mit größerm Eifer angreifen, und vervielfältigen, je nachdem sie sehen, daß die Bemühungen, welche sie anwenden, nicht ganz und gar unnütze seyn werden.

Nach allem demjenigen, was angeführet worden, und man eben itzt gesehen hat, wie konnte man doch das letztere Jahr versichern, daß alles vom Landbau gesaget worden, und daß man in dasjenige, was die Schriftsteller behaupteten, welche künftig von dieser Materie ihre Schriften an das Licht stellen würden, ein Mißtrauen setzen müßte? Was mich anbelanget, glaube ich, daß man vielmehr diesen Verfassern nicht glauben darf, welche sich mit Erfahrungen von so vielen Jahren ankündigen, und die zum Beweise desjenigen, was sie vorgeben, nichts anders anführen, als die Erfahrungen anderer. Leute, welche zuweilen andere beurtheilen, ehe sie die Werke gelesen haben, welche sie vom Ackerbau herausgeben sollen.

Ob ich schon in meinem Briefe vom 10. April 1764. den folgenden Artickel nicht angekündiget, glaube ich doch, daß ich ihn in Ansehung des Nutzen, welchen man bey dem Feldbau davon erhalten wird, hieher setzen müsse.

Zehentes Kapitel.

Von den Arbeitern auf dem Felde.

Es ist nichts nothwendiger, insonderheit zur Erntezeit, als Feldarbeiter. Wenn man alsdenn, so zu reden, die Arme nicht vermehret, so werden die Feldgeschäfte selten zu ihrer Vollkommenheit gebracht. Die Ernten gehen oft zum Theile verlohren, oder verringern sich; und die Aecker, welche man bearbeiten soll, um bald den Samen zu empfangen, werden vernachläßiget. Sehr oft leiden auch dadurch die Weinberge.

Es wäre nichts destoweniger leichte, diese Beschwerlichkeiten zu vermeiden. Denn anstatt man so viele Leute beschäftiget, Zehnden und Gülten, oder herrschaftliche Zollgarben, welche

dem Publico zu so großer Last fallen, zu bewahren oder zu heben, müßte man an Gelde oder Getreide den großen und reichen Zehender und Gültherrn fast eben den Werth desjenigen geben, was ihnen, nach Abzuge aller Kosten, einkommen soll. Wie viele Personen könnten, wann dieses geschähe, nützlicher gebrauchet werden? Denn bey einer Pfarre von ohngefähr 1200. Livres, wo der Pfarrer den Zehenden hat, braucht er drey Taglöhner, ein Karrenführer, einen Karren, und zwey Pferde. Der Herr oder Pächter müssen einen Mann haben, welcher die Garben zeichnet, welche er haben will. Sehet also wenigstens fünf Personen, welche zum Nutzen des Publici arbeiteten, wenn sie nicht den zwoen Privatpersonen, ohne den allgemeinen Vortheil, dieneten.

Die großen Zehender übrigens und die Herrschaften würden bey dieser Bestellung gewinnen, weil sie keine Ungewitter mehr befürchten dürften, und dabey die Schwierigkeiten und den großen Aufwand, welche ihnen gemeiniglich die Zeit der Ernte verursachet, vermeiden würden. Der Ackermann würde auch dabey seine Rechnung finden. Denn ohne einige Kosten

weiter aufzuwenden, würden diese Leute von dem Aufwande profitiren, welchen die Herrschaften und großen Zehnder zu machen genöthiget sind, um dasjenige zu sammlen, wozu sie das Recht, es zu empfangen, haben. Da auf der andern Seite der Pächter nicht mehr befürchtete, fremde Leute zu erblicken, welche nach dem Besten, das er auf seinem Felde hat, begierig sind, und dasjenige nehmen, was er so große Mühe gehabt hat, aus der Erde wachsen zu machen; so würde er sich den Feldverrichtungen mit mehrerer Hitze und Eifer überlassen, und nicht nöthig haben, eine Person zu bezahlen, um zu wachen, daß ihm nicht mehr, als er schuldig ist, genommen werde.

E N D E.

ULM,
gedruckt bey Christian Ulrich Wagner,
Canzleybuchdruckern, und der Herzogl. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitglied.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sarcey de Sutières.

Der Ackerbau nach den neuesten Erfahrungen zum Gebrauche der Liebhaber des Feldbaues, der Pächter, und der Ackerleute

Augspurg und Memmingen 1766

Oecon. 1544 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298797-0
VD18 10981772